Felix Michael Hummel, geboren 1986 im oberpfälzischen Eschenbach, entdeckte schon als Grundschüler sein Interesse am Schreiben. Nach dem Abitur studierte er Archäologie in Bamberg, ehe er zur Zahnmedizin in Regensburg umsattelte. Obwohl er dort ziemlich auf Trab gehalten wird, hat er immer noch jede Menge Flausen und Ideen im Kopf, die er in seiner knappen Freizeit zu Papier bringt. Seine besondere Liebe gilt der Geschichte und der Natur, welche er am liebsten mit eigenen Händen und sämtlichen Sinnen erkundet.

Felix Michael Hummel

– Kalte Stimmen –

Kurzgeschichtensammlung

1. Auflage
Oktober 2014
Copyright © 2014 by Felix Michael Hummel
Umschlagbild: Felix Michael Hummel
Umschlagsgestaltung: Zsóka Schwab
Satz: Zsóka Schwab
Druck und Verlag: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de
Printed in Germany

Inhalt

Ein Grund zu leben	7
Nachtweg	22
Wie der Hase läuft – Klarstellungen eines Vampirs	35
Das Mysterium meiner Zähne	43
Am Ende der Jagd	47
Erinnerungen eines Attentäters	53
Kalte Stimmen	70
Der erstaunliche Transformationsstrahler	92
Spross der Wahrheit	105
Sechs Kugeln	136
Ekelhaftes Paradies	143
Unordnung und Vergessen	157

Ein Grund zu leben

Herrnhuter starrte in den Nebel hinaus, die Hände fest um das feuchte, kalte Metall des Geländers geschlossen. In der Ferne konnte man kaum die Lichter der Innenstadt sehen. Ein unangenehmes, sirrendes Glühen von Natriumdampflampen. Auch das Wasser unter ihm war nur verschwommen am Glitzern der Lampen über ihm erkennbar. Es war nicht besonders kalt, es taute und die Luft war feucht. Der Schnee auf den Metallstreben der Brücke war bereits geschmolzen, nur auf der Fahrspur lag noch schwarzer Matsch. Selbstmörderwetter.

Mit einem Mal bemerkte Herrnhuter, dass neben ihm jemand am Geländer stand. Er hatte den Mann nicht bemerkt und konnte sich kaum erklären, wie er so lautlos hierhergekommen war. Er versuchte sich nichts anmerken zu lassen und musterte den Fremden aus den Augenwinkeln. Dieser stand ebenso wie er selbst auf das Geländer gestützt und blickte in die durch den Nebel so nah erscheinende Ferne. Sein Gesicht konnte er nicht sehen, es lag im Schatten eines dunklen, mit Tautropfen glitzernden Filzhutes und war zur Hälfte

mit einem groben Wollschal verdeckt. In den Händen hielt er eine Pfeife und einen Plastikbeutel, der vermutlich Tabak enthielt. Er hatte wohl begonnen sich die Pfeife zu stopfen, als er in Gedanken versunken war.

Herrnhuter wandte den Blick wieder ab. Beiläufig steckte er die Hände in die Manteltaschen, zog sie aber sofort wieder heraus, als er die Kiesel darin spürte. Was machte dieser Mensch nun hier? Das konnte er überhaupt nicht brauchen. Da stand so ein Kerl, dachte über Gott und die Welt nach und störte ihn. Was sollte er jetzt machen? Er konnte noch nach Hause gehen, oder einfach ein paar Meter weiter in den Nebel schlüpfen. Nein, das war die beste Stelle, er hatte es ja Tag für Tag beobachtet, jedes Mal, wenn die Gedanken gekommen waren. Hier war der Fluss am tiefsten, und an diesem Pfeiler konnte kein Boot anlegen. Hier oder nirgends, wenn er auf Nummer sicher gehen wollte. Und weiß Gott, das wollte er. Ein misslungener Versuch wäre nicht auszudenken. Umkehren konnte er auch nicht. Nicht heute. Nicht wie die Dutzende Male zuvor. Nicht noch einmal würde er am frühen Morgen Rotz und Wasser heulend auf seinem Sofa zusammenbrechen oder verzweifelt in allen Schränken nach Schnaps oder Schlafmitteln

suchen, wissend, dass er so etwas noch nie im Haus gehabt hatte.

Sollte er warten? Nein, er wollte jetzt los, nicht in zehn Minuten. Jetzt. Er musste den Fremden ansprechen, ihn bitten zu gehen, sagen, dass er alleine sein wollte. Herrnhuter wandte sich um und öffnete den Mund. Da fiel sein Blick auf das Bündel, das zu den Füßen des Fremden lag. Ein Jutesack. Wer trug um diese Uhrzeit einen Jutesack durch die Stadt?

Nach einigen Sekunden bemerkte Herrnhuter, dass der Fremde seinen Schal gesenkt und die Pfeife angesteckt hatte, und ihm nun mitten ins Gesicht starrte. Als er seinen Blick erwiderte, nahm der Mann den Pfeifenstiel aus dem Mund und lächelte kaum merklich, ohne dass Herrnhuter seine Augen sehen konnte.

„Bitte gehen Sie!“, begann Herrnhuter leise, ohne eine besondere Betonung oder Dringlichkeit in seine Worte zu legen.

Der andere schüttelte den Kopf. „Ich sehe schon, was Sie hier vorhaben“, erwiderte er. Seine Stimme war jene eines alten Mannes, leise und brüchig, doch in einer unangenehm hohen Tonlage. Die greisenhafte, hässliche Stimme wollte nicht recht zu der doch kräftigen Gestalt passen, aber

alles, was Herrnhuter erkennen konnte, war ein grau gestoppeltes Kinn. „Und ich kann Ihnen sagen, dass ich Sie nicht aufhalten will. Wie ich bemerkt habe, ist Ihnen aufgefallen …“, er stieß mit dem Fuß gegen den Sack. „… dass ich selbst etwas zu erledigen habe, und ich hoffe, dass Sie mich auch nicht davon abhalten wollen.“

„K-keineswegs“, stotterte Herrnhuter.

„Sehr schön. Nun, dann tun Sie sich keinen Zwang an. Nur los.“

Herrnhuter starrte den anderen einen Moment lang verständnislos an. Dann schüttelte er den Kopf und setzte einen Fuß auf das Geländer. Er hielt jedoch inne und seufzte. „Sie ahnen ja nicht, wie schwer das ist.“

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Nein, das weiß ich tatsächlich nicht. Aber Sie wissen auch nicht, was ich durchmache, und ich habe genauso das Recht, hier auf der Brücke meinen Geschäften nachzugehen wie Sie. Sie können mir glauben, dass diese genauso wenig Aufschub zulassen, wie die Ihrigen. Wenn es Ihnen also nichts ausmacht, dann werde ich hier bleiben, bis ich so weit bin. Ich hindere Sie damit ja nicht an Ihrem Vorhaben.“

Herrnhuter wusste nicht, ob er über diese gewählten Worte erbost sein sollte. Der Kerl wollte

sich über ihn lustig machen. Doch nein, darum war er nicht gekommen. Nein, er hatte sicher Probleme, vielleicht war der Umgang mit Menschen nicht seine Stärke. Aber er konnte nicht springen, solange er dabei zusah, und er wollte schon gar nicht warten. Vielleicht half es, wenn er ein Gespräch begann.

„Wissen Sie, vielleicht habe ich schon zu lange gezögert“, begann Herrnhuter, „Ich bin mir ganz sicher, dass ich es tun will, aber nun stehe ich hier, und es will mir nicht gelingen. Das heißt, eigentlich war ich mir vor einigen Sekunden noch sicher, aber jetzt bin ich es nicht mehr.“

Der andere ließ seine Pfeife aufglimmen, ein scharfes Zischen war in der feuchten Luft zu hören. „Entschuldigen Sie, dass ich die Frage stellen muss, aber warum wollten Sie es überhaupt tun? Es ist ja nicht irgendetwas, das man ohne Grund beschließt, und auch wenn ich weiß, dass das etwas sehr persönliches ist, so könnte ich Ihnen vielleicht weiterhelfen, wenn Sie mir sagen würde, wie Sie in diese Situation gekommen sind“, meinte er ruhig an Herrnhuter gewandt, ohne ihn direkt zu fixieren.

Da war es nun. Er wollte ihn nun doch davon abbringen. „Ich möchte wirklich nicht darüber

sprechen. Es geht Sie ja auch gar nichts an. Ich habe meine Entscheidung getroffen."

„Tut mir leid, tut mir leid", wehrte der andere rasch ab und nahm, Herrnhuter zugewandt, aber immer noch einige Meter entfernt stehend, seine Pfeife aus dem Mund. „Tut mir leid, wenn ich mich falsch ausgedrückt habe: Es liegt mir fern Ihnen einreden zu wollen, wie schön das Leben doch sei. Es ist vielmehr so ... Nun ja, ich werde sterben."

Herrnhuter schnaubte kurz durch die Nase. „Wie alle eben", grunzte er scharf. Im selben Moment bereute er die Bemerkung wieder. Das war nicht seine Art, vielleicht aber die Anspannung.

„Ja, wie wir alle", wiederholte der andere nur. „Aber ich habe bereits einen ungefähren Termin bekommen und bis dahin wird es sicher keine angenehme Zeit sein. Wissen Sie, ich hoffe in jeder Minute, so sehr ich bisher auch am Leben gehangen habe, dass ich nicht einmal so lange habe, wie mir mein Arzt noch gibt. Es ist kaum noch auszuhalten. Man meint das Leben in seinen letzten Wochen genießen zu können, aber das ist ein Trugschluss. Alle Freunde haben keine gute Laune mehr und heulen nur von früh bis spät, man selbst ist zu schwach, um die Dinge zu unternehmen, die

man unbedingt noch tun wollte, und dann kommen schließlich noch diese Schmerzen."

„Entschuldigung, das wusste ich nicht."

„Natürlich nicht."

„Aber ich glaube, das könnte jeder verstehen, wenn Sie jetzt einfach einen Schlussstrich ziehen würden, oder etwa nicht? Niemand würde es Ihnen vorwerfen", meinte Herrnhuter

„Das glauben Sie. Alle wolle mich so lange behalten, wie sie nur können. An mich denkt dabei niemand. Aber das ist normal, denke ich. Denn ich muss nur sterben und habe damit meine Schuldigkeit erfüllt, während alle anderen um mich herum weiter leben müssen."

Herrnhuter schluckte. „Sie sprechen vom Leben, als …" Er unterbrach sich. *Als ob es eine Strafe wäre*, hatte er sagen wollen. Doch genau aus diesem Grund stand er doch gerade hier. „Nein, da haben Sie vermutlich recht."

„Nein, Sie verstehen gar nicht, was ich sagen will. Ich meine, dass in unserer Gesellschaft, vielleicht in jeder Gesellschaft auf einem gewissen Niveau der – sagen wir mal unfreundlich – Zivilisation, der Irrglaube verbreitet wird, man selbst habe am allerwenigsten ein Recht darauf, über sein Leben zu entscheiden. Man muss leben, um für an-

dere da zu sein, und man hat es gefälligst so lange zu tun, wie es andere für nötig halten. Sie flehen einen an weiterzumachen, und sie stellen schließlich die Maschinen ab. Versucht man früher einen Punkt zu machen und scheitert, dann hagelt es nichts als Vorwürfe, wobei sich natürlich jeder zu fein ist, diese auszusprechen. Alles liegt nur daran, dass andere einen brauchen."

„So habe ich das noch gar nicht betrachtet", murmelte Herrnhuter. „Was meine Freunde und Familie davon denken. Ich würde sie ja zurücklassen. Und auch wenn ich nicht sagen kann, dass sie mir jemals irgendwie geholfen oder mich irgendwie unterstützt haben, ja mich überhaupt verstanden haben, so glaube ich nicht, dass ich mich wirklich an ihnen rächen möchte. Aber genau das ist es, was ich gerade tue, nicht wahr?"

Der andere entblößte mit zusammengekniffenen Augen die Zähne und wiegte den Kopf hin und her „In gewissem Maße, aber ..."

„Genau! Wenn ich springen würde, dann würde ich all meinen Gram auf sie abwälzen. Alle meine unerledigten Rechnungen und meine Schulden auf ihren Schultern abladen. Auch wenn es mich kaum mehr kümmert, es gibt ja ein paar Leute, die mich mögen. Vielleicht auch einige, die meinen Tod nicht

verkraften und dann ebenfalls hier landen würden. Herrgott, wenn ich es jetzt tue, könnte ich sie genauso gut mit nach unten reißen. So habe ich das noch nie gesehen."

Herrnhuter trat einen Schritt vom Geländer zurück und blickte in den unergründlichen Nebel.

„So sollen Sie das auch nicht sehen!", warf der andere ein, während er näher trat. „Das ist es doch gerade, wovon ich spreche. Wo ist hierbei die Freiheit? Wir leben in einer Demokratie und dennoch ist man schon bei den fundamentalsten Entscheidungen in ein Korsett gezwängt, welches einen ersticken könnte, wenn dies nicht genau der gegenteilige Zweck wäre. Wir können keinen einzigen Schritt in unserem Leben machen, ohne von anderen gestoßen und zurechtgewiesen zu werden."

„Aber es geht hier doch nicht darum, ob es einem erlaubt wird zu sterben. Wir haben uns scheinbar beide dafür entschieden hier zu sterben und niemanden um Erlaubnis gefragt, also haben wir uns diese Freiheit doch schon genommen. Auch wenn ich mir nun ganz und gar nicht mehr sicher bin." Herrnhuter schluckte und fuhr etwas leiser fort:

„Eigentlich … eigentlich bin ich ja schon zum fünften, vielleicht sechsten, siebten, achten – ach weiß Gott wievielten Mal hier. Einmal habe ich es sogar schon über das Geländer geschafft, bin aber dann wieder zurückgeklettert. Ich bin mir sicher, dieses Mal hätte ich es geschafft, wenn Sie nicht gewesen wären."

„Es tut mir leid."

„Ach verdammt, eigentlich sollte ich Ihnen ja dankbar sein", presste Herrnhuter hervor, einen Spur Ärger in seiner Stimme. „Aber ich bin es nicht. Glauben Sie mir. Aber es ist vermutlich besser so."

Der andere ließ seine Pfeife aufglimmen und trat neben Herrnhuter. Er schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, dass Sie heute gesprungen wären, auch wenn ich nicht gewesen wäre. Was wäre denn anders gewesen als die letzten -zig Male? Waren Ihre Probleme diesmal andere? Waren Sie diesmal schlimmer als sonst? Hatten Sie erst dieses Mal wirklich beschlossen zu sterben?!"

„Das kann ich so nicht sagen. Ich war jedes einzelne Mal am Ende, jedes Mal wusste ich nicht, wie ich auch nur noch einen Schritt machen sollte, und dennoch habe ich es nicht fertiggebracht. Ich weiß nicht einmal, warum."

„Das ist es doch die ganze Zeit, wovon ich spreche. Sie haben nicht die Freiheit über Ihr eigenes Lebensende bestimmen zu können, denn jedes Mal sind Sie von denen, die wirklich über Sie verfügen, zurückgehalten worden. Sie werden gezwungen am Leben zu bleiben, obwohl Sie selbst schon damit abgeschlossen haben."

Herrnhuter trat zurück an das Geländer und blickte einige Momente stumm in den Nebel. Er hatte sich ein wenig gelichtet, und das Glitzern des Wassers war zu erkennen. Tief unten lag es nicht. Herrnhuter bemerkte mit einem Mal, wie müde er geworden war. Der mit Steinen gefüllte Mantel lastete schwer auf seinen wund geriebenen Schultern, und die Kälte begann, in seine Glieder zu kriechen. Kraftlos ließ er die Hände auf das Stahlgeländer sinken. „Ich bin einfach zu schwach. Ich kann nicht mehr."

„Machen Sie Schluss", meinte der andere mit sanfter Stimme. „Sie sehen ja selbst, dass es so keinen Sinn mehr macht. Sie hatten sich ja eigentlich schon dazu entschlossen."

„Herrgott, ich versuche es doch! Und Sie, Sie sollten hier nicht stehen und mir Mut zum Springen zusprechen, Sie sollten verhindern, dass ich springe! Das ist es doch, was man in so einer Si-

tuation tut!“, schrie Herrnhuter und brach in Tränen aus. „Was wollen Sie denn von mir? Ich kann überhaupt nichts mehr tun.“ Er sank tiefer, bis seine Stirn auf dem Geländer aufschlug, und seine Knie im Gitter Halt fanden.

Der andere schniefte kurz und verlagerte sein Gewicht von einem auf das andere Bein. „Ich wollte Ihnen doch nur helfen. Aber ich weiß auch nicht mehr, was Sie wollen. Mir sieht es so aus, als wollten Sie nicht selbst für Ihr Handeln verantwortlich sein. Sie können nicht mit Ihrer Entscheidung leben ... oder sterben. Da kann ich leider auch nichts mehr für Sie tun. Sie müssen das mit sich selbst regeln.“ Der andere wandte sich zum Gehen, hielt dann jedoch inne. „Sagen Sie, glauben Sie an Gott?“

Herrnhuter schniefte. „Nein“, brachte er unter Schlucken und Schluchzen hervor.

„Wie schade. Nun, ich will Ihnen den Vorschlag dennoch machen. Ein Gottesurteil. Wissen Sie, was das ist?"

Herrnhuter schüttelte stumm den Kopf.

„Hm. Sie würden sich in eine Situation begeben, die Sie durch Zufall überleben könnten, wahrscheinlich ist es aber nicht.“

„Und wie?“

„Ganz einfach. Die Kiesel in Ihren Taschen. Lassen Sie den Mantel hier, wenn Sie springen. Vielleicht schaffen Sie es zum Ufer, vielleicht nicht."

„Das ist doch noch größerer Unsinn als das gesamte Gespräch bisher. Was hätte ich davon?", antwortete Herrnhuter ohne seinen Kopf zu heben.

Der andere seufzte und trat an den Mann am Geländer heran, half ihm mit leichtem Griff unter die Schultern aufzustehen und zog ihm, ohne dass ihm Widerstand entgegen gebracht wurde, den Mantel aus. „So verstehen Sie doch! Verstehen sie, welche Möglichkeit sich Ihnen hier bietet. Sie legen Ihr Schicksal in eine Waagschale über deren Ausschlag Sie nicht bestimmen können. Sie sind zu schwach, um sich Ihre Freiheit selbst zu nehmen, aber wenn sie Ihnen gegeben wird, durch was auch immer, vielleicht sind Sie dann bereit nur das kleine Wagnis einzugehen, welches noch notwendig ist. Entweder tun Sie das, oder Sie kehren wie jedes Mal nach Hause zurück, um sich die Augen auszuheulen und vielleicht in einer Woche wieder hier zu stehen. Sie haben es doch schon zu Beginn gedacht: jetzt oder niemals. Also befreien Sie sich!"

„Ich ... ich weiß ...", begann Herrnhuter.

„Seien sie still! Kein Wort mehr! Los!" Der andere legte den schweren Mantel über seinen Un-

terarm und gab Herrnhuter mit seiner Pfeifenspitze einen leichten Stoß gegen die Schulter.

Eine Sekunde zögerte er noch. Dann kletterte er auf das gefrorene Geländer, die Schritte im Geäst der schwarzen Stahlträger widerhallend.

Als Herrnhuter sprang, durchdrang ein Sirren die gesamte Brücke, das auch Sekunden, nachdem das letzte Aufspritzen des eisigen Wassers verklungen war, noch anhielt. Das hilflose Strampeln des Mannes im Fluss hatte nicht lange gedauert, nur einige erstickte Schreie, mehr ein Stöhnen oder Gluckern, waren zu hören gewesen.

Dennoch war der andere mit sich zufrieden.

Er klopfte seine Pfeife am Geländer aus, verstaute sie und fuhr die Taschen von Herrnhuters Mantel ab. Ohne sie genauer anzusehen, warf er die Brieftasche über die Brüstung, dann ging er, leicht schmunzelnd in Richtung Innenstadt.

Solche Ereignisse allein waren doch schon ein Grund zu Leben für ihn. Und dennoch gab es sie nur so selten. Vermutlich konnte er sich schon glücklich schätzen, dass er dies nun zumindest zum dritten Mal erlebt hatte. Und jedes Mal hatte es Wochen an Vorbereitung gebraucht, sich aber dann doch gelohnt. Es gab zu wenig Gelegenheiten dieser Art, als dass man sich einen Fehlschlag erlauben

konnte. Hier hatte er sich vermutlich selbst übertroffen, auch wenn er hatte improvisieren müssen. Der Jutesack war wohl eine gute Idee gewesen, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Und ein ordentlicher Mantel war es auch, ein schöner, schwerer Wollstoff.

Nachtweg

„Sei ruhig!“, schnaubte der Alte. Es war das Erste, was er gesagt hatte, seitdem er den Burschen aus dem Schlaf gerissen hatte, und dennoch klang er so, als habe er sich bereits einige Dutzend Male wiederholen müssen. Die Wut warf seine Stirn in krause Falten. „Du machst ganz genau, was ich dir sage und sprichst nicht!“

Mit diesen Worten nahm der alte Bauer die Petroleumlampe und schlurfte über den Steinboden den Flur entlang. Am Durchgang zur Hölle des Kachelofens hob er eine leichte Kraxe aus Weidenruten auf, in welcher Reisig, Kienspan und Stroh für das Entfachen des Feuers aufbewahrt wurden. Stumm hielt er sie dem Jungen hin, der sie mit fragendem Blick, aber ohne den Mund zu öffnen, an sich nahm. Das Knistern der verwobenen Ästchen gegen das raue Leinenhemd des Jungen erfüllte für einige Augenblicke die Dunkelheit des Flurs, als er mit einiger Mühe in die Lederschlaufen schlüpfte, um den Korb zu schultern. Er ließ ein leichtes Stöhnen entkommen, als sich das Holz in seinen Rücken bohrte. Die Kraxe war nicht zum Tragen gedacht. Niemand hatte sie bewegt, seitdem

er hier gewesen war, man hatte das Stroh und den Reiser einfach mit der Hand aus der Scheune geholt und hineingelegt. Und nun hatte ihn der Bauer geweckt – vielleicht war es kurz nach Mitternacht gewesen, aber woher hätte er dass schon sagen können? – ihm den Mund verboten und den Korb zum Tragen gegeben. Er wusste nicht, was vor sich ging, was man von ihm erwartete. Doch wer war er, um sich zu wundern?

Seitdem er seine Stellung als Knecht angetreten hatte, war seine Welt voll von gebellten Befehlen, deren Zweck er nicht ergründen mochte. Ständig wurde er zu Botengängen ohne Nachricht geschickt, er baute Tische im Wald auf, er schnitt Stangen, die niemals gebraucht wurden. Und dann waren da die Hausmessen, für welche man ihn immer wieder in aller Frühe aus seiner Kammer trieb. Doch dieses Mal brannte kein Licht, und der Bauer hatte seine schweren Wanderstiefel anstatt der üblichen Holzpantoffeln an.

Ein Hieb mit der flachen Hand gegen den Hinterkopf riss den Jungen aus seinen Gedanken. Gehorsam trottete er hinter seinem Herren her, als dieser zurück in den Hof trat. Hinter dem Schweinestall zog der alte Mann eine lange, glatte Holzstange hervor und reichte sie dem Burschen. Noch

bevor dieser ihr Gewicht richtig auf seiner Schulter balanciert hatte, zog er schon eine zweite, dritte und vierte hervor. Einen Augenblick schien der Bauer unschlüssig zu sein, als er zögernd das Fünfte der fast vier Schritt langen Hölzer wieder in den schmalen Spalt zwischen den beiden Mauern schob. Holz auf Stein krachte, ein Schwein grunzte verschlafen auf. Die Petroleumlampe flackerte verlassen auf dem staubigen Boden. Mit sichtlicher Mühe stemmte der Alte eine steinerne Scheibe vom Boden auf, größer als sein Kopf und dick wie eine Faust. Ein kleiner, scheinbar oft benutze Mühlstein. Dem Burschen war niemals aufgefallen, dass er dort gelegen hatte, auf dem Pflaster direkt neben dem Schweinestall. Hätte er davon gewusst, hätte er es dem Pfarrer erzählen müssen. Niemand durfte doch eine Handmühle im Haus haben, alles Korn musste zur Mühle gebracht werden.

Der Junge strauchelte, als der Meister, den Mühlstein mit beiden Armen vor der Brust tragend, zum Hoftor hinaus strebte. Links vorbei am Kräutergärtchen gingen sie hinaus in die Nacht. Es dauerte eine ganze Weile, bis es dem Knecht gelang die Holzstangen auf seiner Schulter so zu stemmen, dass sie nicht rollten und auch nicht auf dem Boden schliffen. Dennoch drückte ihr Gewicht durch

seine magere Haut, dass er glaubte, es würde sich blutig bis auf den Knochen hinab gefressen haben noch bevor sie ihr Ziel erreicht hatten. Erschrocken über diesen Gedanken hob er die Schulter an, um die Stangen gegen seinen Hals zu pressen, verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte mit einem Schrei auf den krautigen Pfad.

Fluchend rieb er seine Knie und angelte nach den verstreuten Stangen, als der Mühlstein nur wenige Fingerbreit neben seinem Kopf niedersauste. Ein dumpfer Schlag, der ihm Sand und Steinchen in die Augen schleuderte. Ein Knie zwischen die Rippen raubte ihm den Atem, seinen Schrei erstickte ein schmutziger Ärmel. Der Gestank von Schweiß und der Geschmack von Schweinekot durchfuhren seine Sinne, als das Gesicht des Bauern plötzlich ganz nah an seinem war.

„Ich hab gesagt, du sollst leise sein!“, flüsterte der Alte, die Wut zwischen den Silben hervorbrechend. Zusammengekauert erwartete der Junge den nächsten Schlag, doch er kam nicht. Als er wieder aufblickte, hatte der Bauer die Stangen aufgesammelt und hielt sie ihm mit ernster Miene hin. Verständnislos blickte der Bursche einige Sekunden in das angespannte, von Schweißperlen benetzte Gesicht. Als er die Stangen wieder auf-

nahm, kam ihm der Hofhund in den Sinn, denn auch bei diesem hatte der Alte niemals seine Wut zurückgehalten.

Er hatte nicht gebellt. Jede Nacht weckte den Jungen das gleiche Theater und das mehrere Male: Die Hoftür schlug, der Hund kläffte, ein Jaulen, dann ein Fluchen des Bauern. Dann vielleicht noch ein paar Flüche, bis die Hoftür wieder schlug. Flori war ein guter Wachhund, und nur darum hatte ihn der Alte wohl noch nicht erschlagen. Aber heute war es still geblieben.

So setzten sie ihren Weg durch die Nacht fort. Es war angenehm kühl geworden, auch wenn kaum ein Lufthauch zu spüren war. In Blau und Schwarz lagen die schmalen Felder, als sie die letzten Nachbarhöfe hinter sich gelassen hatten. Zu ihrer Linken fielen die Äcker steil in das Auental ab, hinter welchem der Wald begann, rechts erhob sich nur noch eine sanfte Kuppe, auf welcher am Vortag das Getreide geerntet worden war, bis auch dort der Wald begann. Und leise war es. Das Krachen ihrer Schritte auf dem Kalkschotter der Fahrrinnen, das hohe Sirren der Grillen, sonst war es vollkommen ruhig. Würziger Geruch der verdurstenden Kräuter am Wegesrand erfüllte die stille Luft.

Der Bursche atmete tief ein. Die Nacht war besser als das Leben am Hof. Dort war es niemals ruhig. Tags herrschte überall das Gebrüll der Rinder, das Quieken, Gackern und Geschrei. Hämmern, Klopfen, Scharren und Singen. Auch nachts war es nicht anders. Der Lärm war weniger, störte aber auch weniger zu dieser Zeit. Die Tiere scharrten immer noch, die Mäuse liefen in seinem Zimmer umher oder der Bauer stolperte betrunken über irgendwelche Gerätschaften im Dunkeln.

Auch die Gerüche waren hier wie im Traum. Der dauernde Gestank nach Schweiß fehlte, der Mist war eine ferne Erinnerung und die saure Milch etwas aus einem früheren Leben.

In diesem Augenblick so durch die Nacht zu wandern, war trotz der Last auf seinen Schultern das Einzige, was er sich vom Leben erwarten konnte. Wenn er das Glück gehabt hätte ein Handwerk zu lernen, so wäre das Laufen durch die Nacht lange Zeit ein Teil seines Lebens gewesen. Auch wenn er nur einen anderen Herrn gehabt hätte, dann hätte er vielleicht die eine oder andere Nacht mit dem Rückweg vom Tanz in den Dörfern verbracht. Doch so wie es nun einmal war, musste er es auskosten. Vielleicht würde es das einzige Mal sein.

Der Bauer neben ihm schnaubte vor Anstrengung und sein beißender Geruch schlug ihm ins Gesicht. Sie mussten ein Ziel haben. Der Bursche wollte jedoch nirgendwo hin. Er wollte nur immer weiter gehen, seine Stangen durch die Landschaft tragen, hinab in den Auwald steigen, wo es noch kühler wäre, und den Altstraßen folgen, soweit sie ihn führen würden. Und dann weiter. Die Altstraßen, diese feuchten, morastigen Hohlwege, deren hohe Wände von den Baumwurzeln langsam herabgebrochen wurden – sie endeten ja im Nichts, so viel wusste er. Sie hörten irgendwo einfach auf, wo sie der Wald nicht geschützt hatte, und nur noch ein Schatten ihrer selbst in den Feldern lag. Dann wäre er an keinen Weg mehr gebunden und die ganze Welt würde vor ihm liegen.

Aber sie begannen nun bergauf zu gehen, dem dunklen Wald auf der Kuppe entgegen, wo es keine Altstraßen gab. Hier war keine Freiheit zu sehen. Die Fichten standen schwarz und ihre Spitzen ragten wie die Helme mittelalterlicher Wächter in den bleiernen Nachthimmel. Als sie näherkamen, schienen sie beiseitezutreten und einen schmalen Spalt freizugeben, der mehr dem Eingang in eine Höhle glich als einem Weg in der freien Natur.

Der Alte musste das Zögern des Burschen bemerkt haben und blieb stehen, wandte sich zu ihm um und blickte ihn an. Der Junge wagte nicht zu sprechen, doch formte er tonlos mit den Lippen die Frage: „Wohin?“

„Zum Blindenhof“, raunte der Bauer die Antwort und ging weiter.

Der Blindenhof. Der Bursche hatte davon gehört. Man hatte ihm erzählt, dass man dort leben musste, wenn man blind würde und nicht mehr arbeiten konnte. Aber dass das nicht stimmte, wusste er auch. Die alte Mutter des Bauern und auch die des Schäfers waren beide blind und konnten nur noch auf das Herdfeuer aufpassen, und sie hatten niemals diesen Ort erwähnt. Der Bursche vermutete, dass es eine spezielle Art der Blindheit sein musste, die einen an diesen Ort zwang. Und es musste ein schrecklicher Ort sein. Wie wurde der Hof versorgt, wenn niemand etwas sah? Was wurde dort gearbeitet, wenn alles in Finsternis getaucht war? Er hatte hin und wieder darüber nachgedacht, wie es wäre, blind zu werden und vom einen auf den anderen Tag an einen unbekannten Ort mit unbekannten Menschen gebracht zu werden, um dort eventuell zu verhun-

gern. Vielleicht wurde man aber auch erst blind, wenn man diesen Ort betrat.

Aber was sollte er jetzt tun? Der Wald war schwarz und still, sodass man fast glauben konnte, man sei jetzt bereits blind. Sollte er rennen? Dann hatte er nichts mehr, außer seiner Freiheit – und war diese allein denn überhaupt etwas wert?

Am Ende des Weges war bereits der erste graue Schein erkennbar. Der Bursche wusste nicht wo, sie waren, er hatte nie einen Grund gehabt, hierher zu kommen. Es überraschte ihn also nicht, als sich endlich eine Lichtung mit einem Gehöft auftat. Die Gebäude waren nicht so groß wie der Hof des Bauern, aber keine solche Hütte, wie die der Hirten. Ein zweistöckiges Wohnhaus, welches in gutem Zustand zu sein schien, und ein fast ebenso großer Stadel waren von einem sauberen Zaun aus angespitzten Holzstangen umgeben. Das Gärtchen um das Haus bestand aus niedergetrampeltem Gras und einem toten Kirschbaum, dessen Krallen bis über das Dach ragten.

Es war kein schrecklicher Ort. So wie dieses Haus auf der Lichtung lag, mit seinem sorgfältigen Putz, der so gar nichts von dem klumpigen Kalk des Bauernhofes hatte und vermutlich grün oder rötlich war, machte es einen besseren Eindruck als

der Hof. Zwar war es von der schwarzen Mauer des Waldes umringt und schien weit ab von allen Wirtschaftsflächen zu sein, aber den Gebäuden selbst fehlte das Düstere und Heruntergekommene, das zu seiner Heimat geworden war. Sicher gab es dort keine Flure aus grob behauenem Granit, stattdessen geöltes Holz. Hier würde sicher ein großer Kachelofen mit bunt glasierten Bildern in der Stube stehen, statt der qualmenden Ruine, der den halben Hof des Bauern heizte. Man hätte es für ein Pfarr- oder Forsthaus halten können. Vielleicht, so dachte der Bursche schließlich, kam ja das Land dafür auf, dass die armen Blinden, die niemanden hatten, auf diesem Hof ein geruhsames Leben führen konnten.

Als sie herantraten, machte ihm der Bauer wortlos und mit strenger Miene klar, dass er nun keinen Ton mehr von sich geben durfte. Dennoch näherten sie sich dem Hauptgebäude von der Vorderseite her. Trotz der Wärme der Nacht waren alle Läden geschlossen, sodass das Haus tot und leer erschien. Der Bauer trat auf die Stufe und legte den Mühlstein, das erste Mal, seitdem er seine Last aufgenommen hatte, leise ächzend vor die Haustüre. Zuerst verstand der Bursche nicht, was er da tat. Erst als ihn der Bauer heranwinkte und sich

eine der Stangen geben ließ, bemerkte er, dass sich die Tür nach außen öffnete. Die Stangen dienten dem gleichen Zweck wie der Mühlstein: Eine nach der anderen stellte der Alte mittig gegen die Fensterläden und gab dem Burschen zu verstehen, sie gründlich im Boden zu verkeilen.

Die Stangen waren nicht lang genug, um die beiden schmalen Giebelfenster im ersten Stock zu erreichen. Einige Augenblicke stand der Bauer davor und kratzte sich am Kinn. Es schien ihn nervös zu machen, dass keine Möglichkeit bestand, diese Öffnungen zu versperren, obwohl es für einen Erwachsenen extrem schwierig sein würde, sich hindurch zu zwängen, und es auch dann noch einen Sturz aus mehreren Metern Höhe zu überwinden galt. Es schien dem Burschen viel wahrscheinlicher, dass sich die Bewohner des Hauses die Zeit nehmen würden, um so lange an den Fensterläden im Erdgeschoss zu rütteln, bis die Stangen umfielen. Sie waren ja nicht fest im Boden verankert und boten so höchstens einen geringen Widerstand.

Erst als der Bauer begann, Reisig aus der Kraxe des Jungen an den letzten beiden Stangen festzubinden, fragte sich der Knecht, was sie da eigentlich genau taten. Als der Alte ein weiteres trockenes

Zweigbündel auf dem Mühlstein vor der Tür auslegte, wagte er jedoch nicht, seine Gedanken fortzusetzen. Stattdessen half er, totes Gras aus dem Gärtchen zusammenzutragen und über dem Reisig aufzutürmen. Schließlich kramte der alte Bauer seine Streichhölzer hervor und setzte das Bündel in Brand.

Sofort stieg beißender Qualm empor, kroch in Augen und Kehle, sodass der Junge die Stangen kaum festhalten konnte, als sein Herr auch diese Reisigbüsche entfachte. Mit den brennenden Stangen umrundeten sie das Haus und stießen je ein Bündel an den Schmalseiten zwischen Giebel und Traufe. Deutlich konnte der Bursche hören, wie das von der wochenlangen Dürre ausgetrocknete Holz der Dachbalken zu knacken begann.

Er hatte erwartet, mit ansehen zu müssen, wie das ganze Haus in Flammen aufging, doch während er noch starrte, zog ihn der Bauer am Ärmel, und sie schlugen denselben Weg ein, den sie gekommen waren.

Was sie da getan hatten, konnte der Bursche nicht sagen. Vielleicht war das Haus leer gewesen, aber wozu hatten dann die Stangen und der Mühlstein gedient? Nein, irgendjemand musste darin gewesen sein. Vielleicht wollte der Bauer nur

jemandem einen Schrecken einjagen, schließlich war es ja nicht gesagt, ob das Bisschen trockener Reisig und das Gras das ganze Haus in Brand stecken konnten. Und selbst wenn dies passieren sollte, wäre es den Leuten im Haus sicher möglich, die Stangen umzustoßen und rechtzeitig ins Freie zu gelangen. Es musste für die ganze Sache auch einen Grund geben, den er nur nicht kannte. Ihm musste man ja nichts sagen, er arbeitete nur und war heute das erste Mal zufrieden, dass dies so war.

Wie der Hase läuft –
Klarstellungen eines Vampirs

Nein, nein! So ein Unsinn, ich erzähle Ihnen einmal, wie der Hase läuft.

Also eines kann ich Ihnen sagen, so lustig, wie das immer dargestellt wird, ist es nicht. Man muss schon Dracula heißen, um davon was zu haben. Und kommen Sie mir nicht mit Knoblauch! Der wirkt selbstverständlich, das erzählt man sich ja nicht von ungefähr, ganz egal, was heute alles geschrieben wird. Zitronen übrigens auch.

Fließendes Wasser? Ja, da mussten wir uns anpassen. Versuchen Sie einmal durch eine Stadt mit Kanalisation zu gehen, wenn Sie keine Fließgewässer überqueren können. Ich glaube, manche sagen, das hat sich evolutionär zurückgebildet, aber ich fühle mich bei jedem Schritt unwohl. Ich habe mal mit einem Menschen gesprochen, der dauernd Angst hatte, er könnte den Herd angelassen haben. Genauso ist das. Und das ständig! Darum bin ich auch die meiste Zeit auf dem Land, Wasseradern sind ja zum Glück Humbug.

Kruzifixe? Nein, das hat sich auch gelegt, genauso wie das Weihwasser. Vielleicht hilft es, wenn

jemand wirklich daran glaubt, aber so etwas bekommt man schon lange nicht mehr. Ist wohl ein Zeichen der Zeit und mir ganz recht. Es gibt ja immer noch genug Probleme. Knoblauch habe ich ja erwähnt. Dazu kommen auch noch Zitronen, Lavendel, Weihrauch und Weidenruten, all solcher Kram. Heutzutage hat ja auch fast jeder Idiot einen verdammten Köter. Das ist nachts ein Gekläffe, wenn man versucht, durch ein Wohngebiet zu gehen. An die Sache mit dem Sonnenlicht gewöhnt man sich ja schon in den ersten Jahren. Und es ist Sonnenlicht, nicht UV-Licht oder so etwas. Höhensonnen sind auch das Ende, aber das habe ich noch nicht selbst gesehen, es gibt ja nicht so viele. Ein Risiko ist es allerdings schon, wenn man mal unbedarft in eine Wohnung hinein geht.

Ob das mit den Spiegeln wahr ist. Ja, das kann ich ihnen gerne demonstrieren. Allerdings ist das ein wenig albern mit der Kleidung ... Normalerweise rechnen alle damit, dass man wohl die gleiche Kleidung wie am Tag seiner Beerdigung trägt, aber ich hatte da nie welche. Das Leichentuch habe ich jetzt auch nicht aufgehoben. Was glauben Sie, wie das jetzt aussehen würde? Ja, ein bisschen schwierig ist das schon, aber die meisten Leute achten nicht darauf, ob man sich irgendwo spiegelt.

Es ist sowieso so, dass einem nach einiger Zeit nichts mehr bleibt, als man selbst.

In eine Fledermaus und Nebel kann ich mich auch verwandeln, aber das mache ich nicht gern. Ich glaube, es geht auch noch anderes Ungeziefer, aber das interessiert mich gar nicht so. Der Nebel ist das einzige wirklich Nützliche, denn dann funktioniert auch die ganze Schö-ne-junge-Frau-im-Boudoir-aussaugen-Nummer. Theoretisch jedenfalls. Praktisch ist das allerdings …

Wie? Meine Vergangenheit? Ja, gut, mir war klar, dass Sie das sicher wissen wollen, als ich zu diesem Gespräch zugesagt habe, aber ich muss Ihnen leider sagen, dass es da nicht so viel zu erzählen gibt. Ich habe keine so große Geschichte wie Graf Dracula oder der ganze Schund, der heute gedichtet wird. Ich war nur ein armer, geknechteter, misshandelter Tagelöhner aus Strungari in Transsilvanien. Über solche Leute gibt es natürlich keine Geschichte. Aber ich sage Ihnen verdammt noch mal, dass so gut wie alle Vampire, die noch unter der Sonne – äh – dem Mond herumwandern aus der gleichen Schicht stammen. Wie viele Grafen, englische Edelleute und amerikanische Baumwollbarone kann es denn schon geben?

Bauern, Bauern, die hat es immer genug gegeben und gibt es immer noch. Fahren Sie da nur mal runter. Es ist da in einigen Dörfern noch an der Tagesordnung, dass der ein oder andere einen Pflock durch den Wanst bekommt. Das macht man heute allerdings ganz unbürokratisch mit einer langen Eisenstange, die man von oben her durch die Erde treibt, ohne das Grab zu öffnen. Habe ich mal im Fernsehen gesehen. Ich sage ihnen, das ist ein nicht besonders bequemer Ort für Vampire. Nein, ich war seitdem nicht mehr da. Wahrscheinlich schon dreihundert Jahre her jetzt. Seltsam, jetzt da Sie es fragen, wo ich eigentlich doch immer viel Zeit auf dem Balkan verbracht habe und auch gerne immer noch hinfahre.

Warum? Naja, Kriege und instabile Länder sind recht gut für unsere Versorgung. Auch, wenn uns manche Filme erzählen, dass ein toter, blutleerer Penner in New York City nicht auffallen würde, das stimmt nicht. Die meisten anderen, die ich kenne, sind entweder Meister im Entsorgen von Leichen, dass sogar die mexikanische Mafia Augen machen würde, oder nach Somalia abgehauen. Vor hundertfünfzig Jahren war das alles noch einfacher, aber heute ... Ich selbst habe mich zurzeit nur auf Tiere verlegt. Vorübergehend. Bis ich mich ent-

schieden habe, wohin ich als Nächstes gehen soll. Ich bin ganz gut in osteuropäischen Sprachen, man hat ja einige Zeit zu lernen, aber man vergiss auch wieder ...

Ach ja, die Tiere. Ja, sogar das fällt auf. Sie kennen diese Fälle von Pferdeschlitzern. Genau. Nein, Beißen ist außer Mode. Sonst überschlagen sich die Medien ja. Sehen Sie meine Zähne! Ja, keine spitzen Eckzähne mehr. Eigentlich sind es sogar Implantate, da ich mir die Spitzen selbst ausgeschlagen habe. Na, irgendwann muss man zwangsläufig zum Zahnarzt. Die hätten Augen gemacht bei solchen Fängen. Da hatte ich keine andere Wahl mehr und musste handeln. Ja, gegen Karies sind wir immun, warum auch immer. Sogar Abrasion haben wir nicht – wenn man sich in Rauch verwandeln kann, dann braucht man mit Physik gar nicht anzufangen. Aber damit musste ich dann doch zum Zahnarzt. Klar, mit spitzen Eckzähnen glaubt noch keiner, dass man ein Vampir wäre, aber trotzdem fällt man auf.

Ich benutze einen Knüppel und ein scharfes Messer. Das machen die meisten so, die keinen Zugriff auf feinere Mittel haben. Neben der Entdeckungsgefahr entstehen durch das Beißen ja auch nur neue Vampire. Zum Auffangen nimmt man

dann einen Eimer oder so was und tut Zitronensäure rein, damit es nicht gerinnt.

Ja, schon. Es gibt immer wieder Neue. Wenn jemand das machen will, dann mischt er halt ein wenig Speichel mit Blut in eine Spritze oder so etwas. Aber gern gesehen wird es nicht. Warum, warum? Ja schauen Sie denn kein Fernsehen? Es wimmelt ja heute nur von zwölfjährigen Gören, die unbedingt Vampir werden wollen. Und ich sage Ihnen, ich habe ein, zwei von diesen blaublütigen alten Säcken kennengelernt, denen geht das genau nach ihrem Geschmack. Nur, wenn sie diese Draken dann am Hals haben, dann merken sie schnell, dass die's gerne allen ihren Freundinnen erzählen würden. Tja, und dann muss man das Problem wieder endgültig lösen. So ist das eben. Das ist auch der Grund, warum wir keinen, von dem wir trinken, am Leben lassen. Es geht einfach nicht.

Einen Kodex? Wo denken Sie hin? Es gibt immer nur einen – oder eine. Mit ein paar dienenden Vampiren vielleicht, Sie kennen ja die Bräute Draculas, so können Sie sich das vorstellen. Funktioniert aber selten, da die bekanntlich Unsinn treiben können, auch wenn sie sonst keinen Willen haben. Und man braucht noch mehr Blut.

Nein, wenn wir uns zu nahe kommen, dann geht das meistens nicht gut. Wie sollten wir uns organisieren, wenn wir durch unsere Ernährung keinesfalls auffallen dürfen? Sicher gibt es ein paar, die sich organisiert haben, aber es ist schwierig, da man alle Beziehungen länger braucht, als sie halten können. Verstehen Sie, als Mensch genügt es, sich einmal richtig an die Zeit anzupassen, denn man kann, wenn man alt ist, sowieso nicht mehr mithalten. Wir haben da keine Chance, wir müssen uns ständig anpassen und auf dem Laufenden bleiben. Wir können es nicht schleifen lassen uns immer wieder aufs Neue mit Politik, Technik und der Gesellschaft auseinanderzusetzen, denn sonst kommen wir irgendwann nicht mehr nach. Die meisten von uns sehen ja jung aus, da erwarten die Menschen eine gewisse Sprache und ein gewisses Wissen. Glauben Sie mir, man kann sich gar nicht so dumm stellen, dass einem ein veralteter gesellschaftlicher Umgang abgekauft wird. Damit verbringen wir alle sehr viel Zeit.

Der Reichtum, ja. Das habe ich ja schon erwähnt: Irgendwann hat man plötzlich nur noch sich selbst. Ausweise laufen ab, Banken wundern sich, wenn man mit scheinbar einhundertdreißig noch ein Konto auf die gleichen Personendaten hat

und die Steuerfahndung beginnt nachzubohren. Man kann in einem zivilisierten Land also kein Geld auf der Bank haben. Man kommt ja sowieso nur an die Nachtschalter, aber das war ja schon immer ein Problem, heute ist das schon ganz gut schaffbar. Alles, was man tun kann, ist zu versuchen in die Unterwelt abzutauchen. Man lernt, sich falsche Pässe machen zu lassen und die Identitäten wie seine Unterhosen zu wechseln. Aber es funktioniert trotzdem immer anders, wenn man Land und Zeit wechselt. Irgendwo habe ich noch einen kleinen Goldvorrat in Serbien versteckt, aber ehrlich gesagt weiß ich nicht mehr genau, wo das war, denn die politische Geografie dort unten verwirrt mich seit 1918 eigentlich nur noch. Ach ja, das waren noch schöne Zeiten.

So, ich glaube, ich langweile Sie nur noch. Außerdem habe ich Durst. Ich nehme an, Sie haben jemandem gesagt, wo sie hingehen? Ja, dachte ich mir. Gut, also ich gehe dann eben. Nein, machen Sie sich keine Umstände, ich komme schon zurecht. Ich mache mich auf den Weg nach Afrika. Wenn man nur nachts reisen kann, ist das alles so kompliziert.

Das Mysterium meiner Zähne

Ich fand es angemessen einen Text meinen Zähnen zu widmen, da ich mit den ältesten unter ihnen schon acht Jahre, die Hälfte meines Lebens also, Tag und Nacht verbracht habe. Sie waren mir bisher immer treue Begleiter und fanden in täglich zumindest zweimal einen besonderen Platz in meinen Gedanken. Man kann sagen, dass ich zu ihnen immer eine relativ gute Beziehung hatte, auch wenn sie mich nicht immer sehr pfleglich behandeln, sehr unzuverlässig sind und mir sehr viele Sorgen bereiten.

Die Geschichte begann in meinem achten Lebensjahr, als ich gegen einen massiv hölzernen Wohnzimmertisch, welchen wir schon seit etwa sechs Jahren von meinem Onkel geliehen hatten, rannte. Meine Milchzähne begannen dadurch zu wackeln und der Ärger ging los.

Schon ein Jahr später musste ich meine erste Erfahrung mit Löchern in Milchzähnen machen, welche folgende waren: Löcher sind schmerzhaft, Zahnärzte heimtückisch und reich, Karamellbonbons haben ihren Namen Plombenzieher nicht umsonst bekommen und Amalgamfüllungen sind

sehr schwer verdaulich. Außerdem musste ich leider eine Kieferorthopädin besuchen, welche sich durch mich sicher noch ein Haus an der Riviera leisten konnte.

Nun genug zur Geschichte. Ich will schließlich ein wenig über die Natur, ja das Wesen meiner Zähne berichten. Das auffälligste Merkmal ist wohl, dass sie so gut wie immer schmerzen. Viele Zahnärzte versuchten schon etwas dagegen zu unternehmen und waren zumeist auch mit den Ergebnissen zufrieden. Jedenfalls mit den Ergebnissen meiner Privatversicherungsabrechnung. Ich hingegen habe wohl eine ganz andere Einstellung dazu, was ein gutes Ergebnis ist, denn feststeht, nach jedem Zahnarztbesuch konnte ich für Wochen kein Obst essen, da meine Zähne schon beim Anblick der Fruchtsäuren protestierten. Manche mögen jetzt sagen, dass ich es vielleicht mit besserer Mundhygiene versuchen sollte, doch dort liegt ja gerade, was keine Anspielung auf eventuellen Mundgeruch sein soll, der Hund begraben. Ich bin einer der höchst seltenen Menschen, der sich die Zähne wirklich dreimal täglich putzt. Ich tue dies nicht etwa, weil ich auf die, schon damals nicht altersgerechten, Zahnpflegezeichentrickfilme, welche man von Kindergarten bis zur ersten Klasse des

Gymnasiums über sich ergehen lassen musste, eingegangen wäre, sondern, weil jeder Belag auf meinen Zähnen nach über vier Stunden beginnt zu randalieren, wie gelangweilte Kinder im Supermarkt.

Was ist nun mit meinen Zähnen los? Meine Kieferorthopädin sagte, ich solle den Zahnarzt fragen, welcher nicht weiter wusste und mir seine Frau, besagte Kieferorthopädin, vorschlug. Dieses Rätsel wird mich mein Leben lang begleiten, was wohl das Einzige ist, was mich zu einer, sagen wir mystischen, Person macht. Das Beste wäre wohl, meine Beißer nach meinem Tod aufzubewahren, um somit ein deutsches Äquivalent zu Stonehenge oder Nascar zu schaffen. Ich sehe schon vor meinem inneren Auge, wie ein Schweizer Urkundenfälscher einmal ein reißerisches Buch darüber verfassen wird. Mein Vorschlag für einen Titel ist „Erinnerungen an den Zahnstein“ oder etwas freier „Die Zähne der Zeit“.

Anmerkung des Autors:

Geschrieben in Anlehnung daran, dass Douglas Adams einmal etwas über seine Nase geschrieben hat. Da ich nicht mit einem solchen Zinken gesegnet bin, nahm ich meine vermaledeiten Zähne. Wäre ja

auch sonst nur eine Kopie gewesen. Vielleicht sollte ich noch meinen ehemals eingewachsenen Zehennagel besingen.

Am Ende der Jagd

Die Tasse glitt am Spülstein ab, das Porzellan kratzte über den rauen Untergrund, kam nach einem kurzen Fall auf den Fliesen auf und sprang zwei, drei, vier Mal wie durch ein Wunder unversehrt, bis es schließlich in einem Fächer von Scherben zerbarst.

Ich kann das einfach nicht, dachte der alte Mann, während er einen Teller zurück ins Wasser gleiten ließ und sich suchend umdrehte. *Ich weiß nicht einmal, wo sie etwas zum Zusammenkehren aufbewahrt.* Leicht zitternd strich er sich durch die dünnen schwarzen Haare, ohne dabei auf den Seifenschaum zu achten, den er zwischen ihnen verteilte. *So hat es bei ihr angefangen, mit der Tasse. Sie wollte mir die Tasse geben und hat sie fallen lassen. Auf den Perser, der ganze Tee auf den Perser, habe ich noch gebrüllt und bin aufgesprungen. Aber dann habe ich es ja gesehen. Zu spät leider, ich hätte sie nicht – ich muss sie fragen, wo sie den Besen hat.*

Der Alte seufzte und ging mit kleinen, langsamen Schritten durch die Küche. Seine Knie schmerzten, er konnte sie heute kaum beugen.

Trotzdem muss ich abends noch raus. Ich habe den Plan noch nicht ganz voll. Da fehlen noch einige Tiere. Im Flur hielt er den Blick zu Boden gerichtet, als er an den Trophäen, die die gekalkten Wände zierten und mit ihren Krucken, Geweihen und Gehörnen ein winterliches Walddickicht schufen, vorbei strich. Für einen Augenblick fing sich der Lodenstoff seiner Jackenschulter an einer Spitze. Dies genügte, um den Rehschädel zu Boden zu reißen, wo er von seinem Holzschild sprang und zersplitterte. Der Alte zuckte zusammen, hielt kurz inne, drehte sich jedoch nicht mehr um, bis er in die Stube eintrat.

„Anna ...“, begann er, doch seine Stimme versagte kratzend. „Wo hast du denn den Besen?“

Die Läden an den Fenstern waren verschlossen, sodass nur gelbes Zwielicht in den holzvertäfelten Raum fiel und kaum die Plüschmöbel rot erleuchtete. Blinde Fotografien starrten von den Wänden, die Blumen in der schmiedeeisernen Anrichte senkten ihre Blätter staubig und trocken zu Boden. Auf dem Tischchen vor dem Sessel, in welchem sie saß, stand immer noch das Tablett mit dem Rest des Kaffeegeschirrs.

Der Alte trat näher an sie heran. „Anna!“, flüsterte er erneut, da sie nicht reagiert hatte.

Die Frau, deren Gesicht im Schatten lag, zuckte zusammen, drückte sich erschrocken in die Ecke des Ohrensessels und starrte ihn mit offenem Mund und aufgerissenen Augen an. *Sie sind pechschwarz. Es nimmt kein Ende, es ist weitergegangen. Erkennt sie mich nicht mehr?*

Langsam löste sich die Frau aus ihrer Starre und versuchte, zu lächeln. „Heinrich. Tut – tut mir so leid“, brachte sie mit feiner Stimme unbeholfen heraus. Bei jedem Wort machte sie eine Pause, als müsse sie darüber nachdenken, wie sie es am besten über ihre Lippen brachte. „Mach bitte die Fenster auf!“

Zögernd machte er sich daran, die Läden zu öffnen.

Ich will das nicht. Oh Gott, ich kann ihren Anblick doch nicht mehr ertragen. Und es wird schlimmer. Natürlich, ich weiß wie es ... aber ich will es nicht. Es muss doch ... Nein.

Nachdem das Licht ungehindert in den Raum strömte, wandte er sich nur widerwillig wieder zu ihr um. *Herrgott, ich liebe sie doch ...* Anna sah weniger schlimm aus, als er erwartet hatte. Die Veränderungen waren ihr aber dennoch deutlich anzusehen. Ihre Augen unter den betrübten, faltigen Lidern waren groß und schwarz, ohne er-

kennbare Iris. Links lag ein leichter blauer Schimmer auf der umliegenden Haut. Ihre Nase hatte sich leicht nach oben gewölbt und war mit einer dünnen Hasenscharte verbunden. Die Ohren waren lang genug, um durch ihr dünn gewordenes, graues Haupthaar zu reichen.

Ihre Hand macht mir am meisten Sorgen. Dort hat es angefangen und jetzt ist sie eigentlich keine Hand mehr. Schalen, rotbraunes Fell, ein Lauf. Ich kann es nicht mehr verdrängen.

„Anna, ich glaube ich weiß was", versuchte er zu sagen, als er auf sie zu ging. *Ich will sie nicht berühren, ich ekle mich davor, aber ich muss. Sie sitzt nun schon wieder eine halbe Stunde alleine hier. Ich muss zu ihr stehen. Es ist nicht normal. Wenn ich mich anstecke ...* Zögernd kniete er sich nieder und legte seine Hand auf ihren noch gesunden Arm. Erneut zuckte sie zusammen.

„Ich sehe es selbst", entgegnete sie schleppend, tonlos, ohne ihn anzusehen. Dabei streifte sie seine Hände ab und drückte sich wieder in die Ecke des Sessels, fern von ihm. „Ein Rotwildtier."

Er nickte stumm. *Ja, genau das habe ich auch gedacht. Oder gewusst.*

„Vielleicht schon morgen ..." Sie kniff die Augen zusammen, ihre Brust begann zu beben.

Nein, nein fang nicht an, ich will nicht daran denken. Ja, viel länger wird es nicht dauern, aber ... was dann? Was soll ich tun, wenn du ... nur noch ... Nicht einmal mehr arbeiten kann ich. Jeder Schuss könnte doch ... „Ich weiß nicht, wie lange es noch dauert ... Ich will, dass du weiter machst, wenn ich draußen bin."

„Womit? Was soll ich tun?"

„Deine Arbeit", brachte sie heraus.

Nein! Nein, nein, nein, das kannst du nicht so meinen. Du willst, dass ich dich erschieße, dich von deinem Schicksal erlöse, aber das kannst du nicht von mir verlangen. Ich werde mich zur Ruhe setzen und nie wieder einem Tier etwas zuleide tun. Es kann ja nur die Rache für meine Arbeit sein.

Er dachte dies, blieb jedoch stumm. Stattdessen nickte er, als er nach seinem Taschentuch angelte, um seiner Frau die Tränen aus dem Gesicht zu wischen. Sie drehte sich weg von ihm.

„Geh jetzt. Lass mich alleine und mach die Türen auf", flüsterte sie.

Du willst einfach so aufgeben? Ich kann dich doch hier nicht sitzen lassen, einfach so auf dein Schicksal wartend. Ich werde nicht gehen.

Erneut konnte er sich nicht durchringen, seine Gedanken auszusprechen. Stattdessen ging er,

ohne sie noch einmal anzusehen. Er stieg die Treppe hinauf und holte seinen Stutzen aus dem Schrank. Er entrollte das Reinigungsset auf dem Bett und begann die Bleireste aus dem Lauf zu lösen.

Ich werde die nächsten Tage öfter hinausgehen müssen. Ich kann sie nicht alleine herumlaufen lassen. Nicht so. Das ist kein Leben. Es hat auch keinen Zweck nach dem Wieso zu fragen. Habe ich das bisher überhaupt? Vielleicht. Es ist auch egal, es hat keinen Sinn. Vielleicht ist es Rache, aber warum? Ich tue, was ich tun muss. Der Plan ist noch nicht voll. Ich kann nichts anderes und ich muss leben. Außerdem – es würde auffallen.

Erinnerungen eines Attentäters

Als meine Frau in den Platinminen starb, wusste ich bereits, dass dies eines Tages geschehen musste, doch ich arbeitete einfach weiter. Das Geld war knapp, mein Verdienst in den Schwefelfeldern des Olympus Mons reichte kaum aus, um meine beiden Kinder zu ernähren. Schließlich begann sich die marsianische Pest in den Arbeitertürmen auszubreiten.

Bald schon hatte man ein Serum erdacht und warf es sofort auf den freien Markt, um eine Ausweitung der Seuche auf die Administrationsbezirke zu verhindern, wohl wissend, dass der Preis die Gehälter aller Ränge unterhalb des Abteiladministrators bei Weitem überschritt. Alle, die sich die Medikamente nicht leisten konnten, lebten in ständiger Angst um sich und ihre Familie. So ging es auch mir, und wie es das Schicksal wollte, dauerte es nicht lange, bis meine beiden Töchter die ersten Symptome zeigten.

Ich versuchte Geld von Verwandten auszuleihen und zu sparen, wo ich sparen konnte und nahm sogar einen Zweitberuf als Wartungsingenieur in der Zentralheizungsanlage an. Eine Auf-

gabe, die nur wenige übernehmen wollten, denn die Systeme dieser Abteilung waren sensibel und befanden sich inmitten der Administrationsbezirke. Diese Verantwortung brachte drakonische Strafen, von welchen sofortige Erschießung zwar die höchste, jedoch die schmerzloseste war, mit sich, jedoch auch vergleichsweise hohe Bezahlung. Doch das Geld reichte immer noch nicht. Also versuchte ich, einige meiner Organe zu verkaufen, doch meine Töchter starben, gerade als ich einen Käufer gefunden hatte.

Ich hatte alles verloren, nichts gab mehr einen Sinn. Ich spielte mit dem Gedanken den Freitod zu wählen, doch es erschien mir feige. Auch wenn sie alle tot waren, so hatte ich doch noch eine gewisse Verantwortung meinen Liebsten gegenüber. Ich konnte ihnen zwar nicht mehr helfen, doch ich konnte ihren Seelen die Genugtuung verschaffen, die sie verdient hatten. Sicher konnte ich auch somit mein Leben, mein Leiden, beenden, doch war mein Tod mehr wert, es war mir möglich etwas gegen unser aller Unglück zu unternehmen. Und sie, die Administratoren, sollten das Geld für ihren eigenen Untergang aufbringen.

Organhandel war natürlich illegal. Doch in der Praxis musste jeder Arbeiter sich früher oder später

das eine oder andere Gewebe entnehmen lassen, um seinen Lebensunterhalt zu finanzieren. Die so erkauften ‚Ersatzteile' kamen, über einen umfangreichen und sehr gut ausgestatteten Schwarzmarkt, mit enormem Preisaufschlag direkt den Administratoren, Ministern, Senatoren und allen anderen Ratten der Führungsschicht und ihren zahlreichen Familien zugute. Man munkelte, dass der Generalgouverneur des Mars bis auf seine Schnauze kein einziges eigenes Körperteil mehr besaß und bereits seit der Gründung der ersten Paltinmine vor dreihundert Jahren unumstritten herrschte. Natürlich waren dies nur Legenden, die sich alte wie junge Ratten ausdenken mussten, um sich mit ihren eigenen Lügen über den eigentlichen Informationsmangel in der Arbeiterschicht hinweg zu täuschen.

Ich benötigte das Geld nicht mehr, um mir, oder meiner Familie zu helfen, ich brauchte es, um allen zu helfen, die Tag und Nacht durch die engen Versorgungsschächte krochen, angetrieben von den brutalen Vorarbeitern, um irgendeine für sie selbst sinnlose Sache zu verrichten, die den Führenden das Geld in die Taschen fließen ließ. Sicher würden auch sie dabei nicht von einigen Tausend Opfern verschont werden, jedoch musste das

Fundament für derartige Veränderungen, Revolutionen, immer etwas Blut im Mörtel haben. Es würden alles Opfer für eine neue Gesellschaft sein, eine, die mehr auf den Einzelnen achtgeben würde, vielleicht sogar für ein klassenloses Zusammenleben.

In Gedanken verloren schob ich mich weiter durch den stickigen Schacht. Das monotone Summen der Ventilatoren, welches nur unregelmäßig von dem Schaben meiner Klauen über dem runden Metallfußboden unterbrochen wurde, wirkte zusammen mit dem allgegenwärtigen Benzol und Schwefeldioxid geradezu einschläfernd. Man hatte die Gänge hier absichtlich so konstruiert, damit Unbefugte ihren Weg nicht fortsetzten und die Standorte der ‚schwarzen Chirurgien' unentdeckt bleiben. Eigentlich war dies aber schon seit Jahren unnötig, denn jeder wusste von ihnen. Man hatte die Schutzvorrichtungen, so sagte man, nicht aufgegeben, damit jeder, der diesen Pfad einschlagen musste, noch einmal darüber nachdenken konnte, ob er sich seiner Sache sicher war.

Leider hatten die meisten Ratten gar keine andere Wahl. Ich hatte sie, doch ich war mir sicher und ich kannte den Weg. Ich hatte schon eine Niere und einen guten Teil meiner Leber zu Geld machen

müssen. Dieses Mal konnte ich jedoch weiter gehen, denn ich lebte voraussichtlich nur noch einige Stunden, von der Operation an gerechnet. Ich hatte bei den Organen an meine restliche Leber, meine verbliebene Niere, meine Bauchspeicheldrüse, Gallenblase und die Hälfte meiner Lunge gedacht. Für das Geld bekam man einen einigermaßen ausreichenden Plastiksprengsatz und vielleicht sogar einige Utensilien, die mir die Aufgabe, sollte ich entdeckt werden, erleichtern würden.

Nun war ich an der Schleuse angekommen. Sie öffnete sich ohne Probleme und ich ging in die schmutzige Kammer hinunter. Vor einer rostigen Tür, die wie die Wände mit einer abblätternden Schicht Graffiti bedeckt war, stand eine breitschultrige männliche Ratte, ihre muskelbepackten Arme vor der gepanzerten Brust verschränkt. Dieser Wächter war ein weiteres Stück ‚Einrichtung', welches man nur aus Tradition und auch ein wenig zur Abschreckung von den Unsicheren behielt.

„Ich hätte einige Dinge zu tauschen", sagte ich zu dem Koloss. Er brummte nur tief und trat dann beiseite.

Als ich durch die Tür ging, veränderte sich die Szenerie, als ob ich in eine andere Welt übergetreten wäre. Die lehmigen, verschmierten Rohrböden

wichen bleich grauem Linoleum, die schmuddeligen Wände und tropfende Decke machten einer sauberen weißen Plastikverkleidung Platz. Antike Neonröhren erfüllten den Gang mit einem grellen Licht. Niemand war zu sehen. Niemand auf den schmalen Metallbänken, die den Flur säumten, niemand auf dem Boden oder irgendwo anlehnend wie sonst. Heute war ein Arbeitstag. Für die Meisten jedenfalls, ich hatte heute meinen Tag ‚Verkraftungsurlaub', meine ältere Tochter war erst gestern gestorben. Es war gut, zu solch einer Zeit hierher zu kommen, denn sonst wurden keine direkten Tauschhandel vollzogen und man musste bis zu zwölf Stunden auf dem Operationstisch auf die Schlachter, wie sie genannt wurden, warten.

Ich ging direkt zum Schalter vor. Ein recht hübsches Mädchen mit gepflegtem braunen Fell sah von ihrem Computerpad auf und blickte mich mit ihren dunklen Augen an, wie sie es bei allen armen Schweinen tat, die täglich in Massen ihren Tisch passierten, doch auch sie war nicht wesentlich besser dran, als wir anderen.

„Bitte?", fragte sie freundlich.

„Ich wollte einen Direkttausch vornehmen", antwortete ich heiser.

„Guter Zeitpunkt dafür“, meinte sie. „Welche Organe wollen sie gegen was tauschen?“

„Niere, Leber, Bauchspeicheldrüse, Gallenblase und …“ ich holte tief Luft, als ob es das letzte Mal wäre, „und die Hälfte der Lunge. Dafür will ich Sprengstoff.“

„Was?“, platzte sie heraus. „Das alles? Sie scheinen sehr verzweifelt zu sein.“

„Hmm.“

„Ich rufe gleich den Chirurgen, er wird alles Weitere mit Ihnen besprechen.“

Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich wieder ihrem Pad zu und machte einige Einträge. Ich nickte, obwohl sie nicht mehr auf mich achtete, und lehnte mich gegen die Wand.

Meine Gedanken versuchte ich unter Kontrolle zu halten, denn es würde nicht angenehm werden. Wie konnte es auch? Bei der Menge an entnommenen Organen konnte ich wenigstens eine örtliche Betäubung verlangen, wenn sie mich danach nicht allzu sehr aufhalten sollte und ich auf eine Desinfektion verzichtete.

Mit weiten energischen Schritten, dass weißer Kittel und Schwanz hinterher wallten, ging, nein, wandelte der Schlächter heran. Er hätte wie eine ergraute Lichtgestalt gewirkt, doch er hob seine

extrem spitz zulaufende Schnauze etwas zu weit dazu in die Luft.

„So, ich grüße Sie!“, donnerte er und streckte mir die Pfote entgegen.

Ich zögerte und schnüffelte misstrauisch, ergriff sie aber dann.

Sein Geruch hatte mir auch das letzte Mal nicht gefallen. Es hieß zwar, es sei unmöglich den Charakter einer Person an seinem olfaktorischen Mantel zu erkennen, doch bei diesem ‚Doktor‘ zweifelte ich sehr daran. Er roch scharf und stechend, wenn auch leicht süßlich. Sicher konnte man sagen, dass dies am Desinfektionsmittel und dem ständigen Umgang mit Leichen liegen mochte, doch ich konnte mehr daraus lesen. Er dachte kalt und messerscharf, wie die Instrumente, mit welchen er tagtäglich arbeitete, und bewahrte trotzdem immer seinen freundlichen Schein, um den Unglücklichen Glauben zu machen, sie seien hier in guten Händen, die nur das Beste für sie wollten.

„Kommen Sie mit in den Operationssaal“, meinte er und ging erneut los. Ich folgte ihm um die einzige und vollkommen sinnlose Biegung im Flur und begleitete ihn durch eine weiß lackierte Tür. Der Raum dahinter war nicht besonders groß und angefüllt mit medizinischen Gerätschaften, von

welchen Kabelstränge in alle Richtungen und Winkel des Zimmers liefen. Auch wenn ich die genaue Funktion der Apparaturen nicht kannte, wusste ich genau, wozu sie gut waren. Sie sollte aufschneiden, entnehmen und frisch halten, dafür hatte man keine Kosten und Mühen gescheut. Die Lebenserhaltung hingegen hing meistens von der Widerstandsfähigkeit der jeweiligen Ratte und der Laune des Arztes ab.

„Gehen wir es noch mal durch. Sie wollen Ihre Leber, eine Niere ... Moment mal, sie waren doch schon einmal hier. Ich kann mich an jede einzelne Ratte, die ich aufgeschnitten habe, erinnern. Sie haben nur noch eine Niere!“

Gelassen setzte ich mich auf den Operationstisch. „Das ist mir klar.“

„Und wissen Sie auch, wie lang sie ohne Nieren, Leber, Bauchspeichel- und Schilddrüse leben können?“ Der Doktor begann, sich sichtlich unwohl zu fühlen. Wahrscheinlich hatte er noch nie jemanden getroffen, der sich freiwillig lebenswichtige Organe entnehmen ließ.

„Nein. Aber ich hoffe auf etwas über fünf Stunden“, meinte ich.

Er strich sich über das linke Ohr. “Sie wollten als Tauschobjekt Sprengstoff … Warum habe ich das nicht früher bemerkt … Ja, natürlich.“

Ich stand wieder auf, trat vor den etwas größeren Schlachter und blickte ihm fest in die Augen. „Werden Sie mir helfen?“

Er entriss sich meinem Blick und wendete mir den Rücken zu. Ich konnte dennoch sehen, wie er seine Pfote zur Stirn hob und sie nervös massierte. „Hmm, tja. Wir … wir stellen hier keine Fragen, darauf muss man sich verlassen können“, sagte er langsam. „Andererseits arbeiten wir auch eng mit den Administrationen zusammen.“

„So?“ Ich spuckte auf den mit Kabeln bedeckten Boden. „Das habe ich wirklich nicht erwartet. Sie müssen jeden Funken Anstand verloren haben, jedes Körnchen an Mitgefühl, wenn sie nicht einmal einem verzweifelten Mann helfen. Wohlgemerkt einem gut zahlenden verzweifelten Mann.“

Ich hoffte, dass die letzten Worte ihre Wirkung nicht verfehlten, doch noch war nichts davon zu sehen. Der Chirurg schritt unruhig zwischen den Geräten hindurch und rang die Pfoten. Dabei murmelte er etwas vor sich hin. Ich wollte schon ein weiteres Mal das Wort ergreifen, als er sich um-

drehte und mich sein erhobener Zeigefinger zum Schweigen brachte.

„Ich werde Ihnen den Sprengstoff direkt implantieren. Sie können so durch jede Kontrolle hindurch kommen. Funkzünder habe ich allerdings nicht, doch ich glaube kaum, dass Sie das von ihrer ‚Sache' abbringen wird, oder?"

„Bestimmt nicht", erwiderte ich und legte mich auf den Tisch. „Machen sie nur. Nehmen Sie alles raus, was ich nicht mehr brauche."

Ein kurzes Grinsen, welches seine nikotingelben Nagezähne entblößte, huschte über seine Schnauze. „Örtliche Betäubung?"

„Ja."

Ein kurzer Schmerz zuckte wie ein Stromschlag durch meinen gesamten Körper, als die Nadeln aus der stählernen Tischplatte durch mein Fell in das Rückrad eindrangen.

Nachdem mein Bauch rasiert war, legte ich den Kopf so weit wie möglich in den Nacken, um nicht sehen zu müssen, wie der Laserstrahl in mein Fleisch schnitt. Ich presste die Augen so fest zu, dass Ströme von Tränen daraus hervor quollen, und versuchte das taube Ziehen und Reißen in der für mich nicht sichtbaren Wunde zu ignorieren.

Nach einiger Zeit wurde mir eine Atemmaske aufs Gesicht gepresst, die Luft daraus fühlte sich wie ein Fausthieb an. Ich konnte es nicht mehr aushalten, konnte nicht mehr atmen, mich nicht mehr bewegen, nicht schreien, nicht ... denken. Meine Gedanken entglitten mir und alles verschwamm, auch die Dunkelheit hinter meinen geschlossenen Augendeckeln.

Ich erwachte umringt von Ratten in weißen Kitteln, wie viele konnte ich nicht sagen. Ich konnte nur genau bestimmen, wie mich der Schmerz die Luftröhre hinab bis in die Bronchen quälte. Jeder Atemzug kam rasselnd und der Sauerstoff schien nur spärlich in mein Blut zu gelangen.

„Gut. Ich dachte, Sie würden nicht mehr aufwachen“, meinte die Stimme des Doktors. „Sehen Sie hier.“ Eine der Gestalten, die wohl der Chirurg sein musste, deutete auf meinen Bauch. Mühsam hob ich meinen Kopf und versuchte die Luft anzuhalten, als ich dabei meine Kehle bog. Eine Naht in Form eines umgedrehten T erstreckte sich über meinen unteren Bauchbereich und hinauf bis zum Brustbein. Unterhalb des Brustkorbes ragte eine metallene Schaltvorrichtung hervor.

„Dies ist der Zünder. Der Sprengstoff, den wir ihnen eingesetzt haben, entspricht in etwa 10 Tonnen TNT, nach der alten Rechnung. Was immer Sie auch damit hochjagen, tun Sie es weit genug von hier entfernt.“ Er lachte theatralisch. „Nun aber ab mit Ihnen.“

Es waren drei andere Schlachter außer ihm im Saal, stellte ich fest. Wie die Geier hatten sie wohl mein baldiges Ableben gewittert. Die Vorstellung, dass ich ihren gierigen Klauen zum Teil entkommen war, baute mich gleich wieder etwas auf. Noch war ich am Leben und wenn ich das nicht mehr sein würde, dann wäre ich höchstens noch für die DNS Laboratorien von Relevanz. Sich in die Luft zu sprengen, war wohl der einzige Weg, auch als Toter Ruhe zu haben.

Ich stemmte mich von der kalten Tischplatte hoch und glitt vorsichtig hinab. Ohne einen weiteren Blick auf die Metzger verließ ich den Raum und stolperte benebelt durch den Flur zurück. Die Sekretärin schaute gar nicht erst zu mir auf.

Als ich wieder in den dampfigen Tunnel kroch, merkte ich erst, wie schwierig dies werden würde. Meine Kehle und Bauchdecke schmerzten. Ich atmete schwer, es schien mir unmöglich, genug Luft einsaugen zu können, schließlich hatte sich mein

Lungenvolumen halbiert. Die Gase im Tunnel setzten mir mehr zu als je zuvor. Ich wusste, dass ich hier sterben würde, sollte ich nicht schleunigst vorwärtskommen. Allerdings kroch ich weiter langsam vor mich hin und genoss die Leichtigkeit, die sich in meinem Kopf ausbreitete. Es gab keine Probleme, nicht hier, nicht in diesem Augenblick. Sicher war es nicht nötig zu atmen, es würde reichen meine Augen zu schließen und mir eine Auszeit zu gönnen. Schlaf. Ich hatte schon seit zwei Tagen keinen Schlaf mehr gehabt, denn ich hatte an ihren Betten gewacht. Ich hatte mir die Ruhe verdient.

Meine Schnauze stieß gegen etwas Hartes. Ich war an der Schleuse zum Hauptversorgungssystem angekommen. Mit letzter Kraft drehte ich den Hebel, kroch hindurch und zog die Luke hinter mir zu. Dann, dann, wurde es abermals schwarz um mich herum.

Ich wusste nicht, wie lang ich so da gelegen hatte, aber ich war mir sicher, dass meine Schicht bereits begonnen hatte, also schleppte ich mich weiter. Ich brauchte keine Angst davor zu haben, dass man mich deshalb zur Rede stellen würde, denn man verschwendete Arbeitszeit nicht mit solchen Dingen. Kam man zu spät, merkte man es

oft nur daran, dass man nach Arbeitsschluss nicht aus seiner Abteilung herausgelassen wurde, um die verloren gegangenen Stunden, Minuten und sogar Sekunden noch abzuarbeiten. Manchmal erschien dies völlig absurd, doch für die Überwachungscomputer war dies eine bestechende Logik.

Der Weg durch die Schächte von hier aus war lang, jedoch waren die Hauptröhren trocken und stanken nicht all zu sehr. Ich genoss die angenehme Kühle des Metalles unter meinen Pfoten und presste von Zeit zu Zeit auch meinen Bauch dagegen, denn die schlecht vernähten Wunden brannten wie Feuer. Vermutlich hatten sie auch schon begonnen, sich zu entzünden. Ein sicheres Todesurteil, doch es gab sowieso kein zurück mehr, es zählte nur noch, wie viel Schaden ich anrichten konnte, wie viel Sinn ich in meine Auslöschung noch brachte.

Als der Versorgungstunnel die Hallen der Administrationsbereiche überquerte, konnte ich die Stimmen hunderter von Ratten vernehmen. Alle sie waren meine Feinde, die Leiter, die zwanzig Meter unter mir, in ihrer Freizeit über die hellen, mit echten Pflanzen geschmückten Plätze flanierten, zusammen mit ihren Familien. Immer waren sie glücklich, immer wieder vernahm ich Kinderlachen.

Sie hatten es nicht verdient in ihrer sorgenfreien Welt zu leben, die wir, die wir nichts hatten, mit unserem Blut in Gang hielten. Ich würde dem Ganzen ein Ende bereiten, ein für alle Mal. Nie wieder würde so etwas geschehen! Schade, dass ich sie von dieser stockfinsteren Röhre aus nicht sehen konnte.

Nur noch wenige Hundert Meter lagen vor mir.

Ich stieg durch die recht breite Luke im Boden und ließ mich in den Heizungsraum fallen. Schmerz schoss in meinen Kopf, als ich fühlte, wie heißes Blut über meine Brust rann. Die Anderen warfen mir mitfühlende Blicke zu, wandten sich aber nicht von ihrer Arbeit ab.

Mühsam kroch ich auf allen Vieren zum Hauptmodul, welches aus einem großen, ständig kochenden Wasserbecken bestand. Niemand von den Arbeitern wusste, wie es genau funktioniert, doch alle waren sich darüber im Klaren, dass es eine sehr gefährliche Einrichtung war.

Ich lächelte und legte meine Klaue auf das für mich unlesbare Warnschild. Es war gelb mit einem schwarzen Punkt, von dem aus drei fächerförmige Strahlen ausgingen, darauf. Ich schritt zum Rand des Beckens, mit der Hand nach dem Zünder tastend. Dann sprang ich.

Ich spürte das siedende Wasser nur einen Augenblick lang, dann war es ruhig. Ein grelles Licht blitzte auf, als sich die Wolke erhob und die gesamte Kolonie mit sich riss.

Nie mehr konnten wir ausgebeutet werden und nie mehr konnten sie jemanden ausbeuten. Die Revolte hatte begonnen und war eins Komma fünf Sekunden später zu Ende. Kein Tropfen Blut wurde vergossen, denn es gab keines mehr.

Friedlich lag der Rote Planet zwei Monate später da, so wie er es bis vor sechshundert Jahren getan hatte, bevor wir gekommen waren.

Ruinen standen strahlend im sanften Abendblau.

Kalte Stimmen

Dr. Peter Riedemann sprach mit den Toten. Diese so erstaunliche Fähigkeit, die er in seinem Leben noch niemanden offenbart hatte, stand für ihn als vollkommen prosaischer Fakt im Raum. Die Gabe hatte sich zu einer völlig normalen Eigenschaft entwickelt, die er so in sein Berufsleben integriert hatte, dass er sich ein Arbeiten ohne sie überhaupt nicht vorstellen konnte. Ein Verlust, so dachte er häufig in angsterfüllten Augenblicken, würde ihn zu vollständiger Unfähigkeit in seinem Fachgebiet verdammen.

Er hatte diese Gabe vermutlich immer gehabt, doch erst als Jugendlicher, genauer auf der Beerdigung seines Onkels, hatte er sie zum ersten Mal bemerkt. So erstaunlich der damalige Vorgang auch war, so prosaisch und normal war er ihm schon damals erschienen. Zu jener Zeit hatte man in seiner Familie die Toten noch zu Hause auf dem Brett aufgebahrt und er scheute sich heute offen zuzugeben, wie sehr er sich vor dem Körper seines Onkels gefürchtet hatte. Auch wenn ihm seine Mutter immer wieder zu versichern versucht hatte, dass diese aschgraue Gestalt zwischen Blumen,

Tüchern und Heiligenbildchen immer noch sein Onkel sei, nur etwas kalt, so hatte er sich bis zuletzt geweigert, das Zimmer zu betreten. Nur von der Türschwelle aus hatte er Abschied genommen, konnte aber auch dabei nicht davon abrücken sich in seinem kindlichen Verstand auszumalen wie zerschmettert der Körper unter dem Leichentuch sein musste. Das halbe Dorf war schließlich gelaufen gekommen, um ihn unter dem umgestürzten Fuhrwerk hervorzuziehen.

Es war der Tag gewesen, an welchem der Leichenkarren im Hof hielt und unter Fluchen und Stöhnen der Sarg abgeladen wurde. Ein letztes Mal hatte der kleine Peter einen Blick auf seinen Onkel werfen wollen, und hatte die Stubentür einen Spaltbreit geöffnet. Die Kerzen links und rechts des silbernen Versehkreuzes am Fuße der Bahre hatten gebrannt und ihn zunächst geblendet. Nachdem sich seine Augen jedoch an das Licht gewöhnt hatten, hatte er die Gestalt seines Onkels ausgemacht, die jedoch aufrecht zu sitzen zu schien. Er hatte geglaubt erschrocken sein zu müssen, doch er war es nicht gewesen. Stattdessen war alle Angst von ihm gewichen und er hatte ohne zu zögern eintreten können. In keinem Augenblick hatte er geglaubt, sein Onkel sei wieder am Leben gewesen.

Das Leinentuch fest um seine Schultern geschlungen war er, immer noch bleich, mit violett schimmernden Totenflecken im Nacken, am Rand des Brettes gesessen und hatte einige Worte mit ihm gewechselt.

Dr. Riedemann konnte sich später nicht mehr daran erinnern, was genau sie besprochen hatten, vermutlich war er zu klein gewesen, um das Wissen zu bewahren, doch wusste er, dass die Stimme des Toten nicht genauso geklungen hatte, wie sie es zu Lebzeiten getan hatte. Sie hatte einen scharfen, knisternden Unterton gehabt, der sich wohl am Besten mit dem Zinnschrei vergleichen ließ.

Nachdem das Gespräch beendet worden war, hatte sich sein Onkel wieder zurück auf seine Ruhestatt sinken lassen. Erst danach hatte Peter bemerkt, dass seine Tante noch mit ihm im Raum gewesen war, aber scheinbar nichts mitbekommen hatte. In seinem späteren Leben konnte Riedemann immer wieder bestätigen, dass nur er selbst empfindlich für diese Vorgänge war und auch Worte, die er selbst mit den Toten wechselte, von anderen nicht vernommen werden konnten. Er war sich im Grunde nicht einmal sicher, ob während dieser Unterredungen überhaupt Zeit verging.

In seiner Jugend hatte er keine Gelegenheit gehabt, seine Fähigkeit wieder zu erproben. Die Zeit der Hausaufbahrungen ging mit der Einrichtung von Leichenhäusern in den Kreisstädten vorbei und größere Katastrophen blieben seinem Heranwachsen erspart, sodass er das Geschehene bald vergessen hatte.

Erst mit Beginn seines Medizinstudiums holte ihn die Gabe wieder ein. Er musste feststellen, dass die Zeit, die seit dem Ableben einer Person vergangen war, keine Rolle zu spielen schien. Bereits in seinem ersten Anatomiekurs saß das Ganzkörperpräparat auf dem Seziertisch und sprach ihn mit seiner wie Zinn zischelnden Stimme an. Erneut war die Stimmung ungezwungen. Er hatte keine Furcht und war auch nicht erstaunt, als sei das Ganze nur ein Traum. Und ebenso wie in einem Traum schwanden auch die Erinnerungen an das Gespräch. Die ersten paar Male konnte er sich an gar nichts mehr entsinnen, ganz so wie damals mit der Leiche seines Onkels. Der fast tägliche Kontakt mit den Toten und die Tatsache, dass er die Gespräche scheinbar beliebig lange führen konnte, ohne dass jemand etwas mitbekommen hätte, führten dazu, dass es ihm gelang, sein Gedächtnis für die neuen Ansprüche zu schulen.

In nur kurzer Zeit war es ihm möglich geworden, den Inhalt der Gespräche zu behalten und Kontrolle darüber zu erlangen, was er selbst während dieser Phasen verlauten ließ. Zunächst glaubte er, es wäre förderlich für sein Studium die Präparate nach ihrem medizinischen Werdegang und ihren Krankheiten auszufragen, doch stellten sich die gegebenen Antworten nur allzu häufig als falsch heraus. Dies verwunderte ihn kaum, da die Verstorbenen zumeist eines hohen Alters gewesen waren, somit also an mehreren Dingen litten und auch geistig nur in manchen Fällen vollkommen frisch waren. Es fiel ihm dabei auf, dass er nie sah, wie sich ein Toter erhob, um mit ihm zu sprechen. Dies geschah entweder bevor er den Raum betrat, oder nachdem er die Augen kurz abgewendet hatte.

Mit diesen Erfahrungen ausgestattet beschloss Riedemann schließlich, dass es für ihn nur eine Karriere in der forensischen Pathologie geben konnte. Wussten die meisten Menschen zu Lebzeiten schon nicht über ihre Krankheiten Bescheid, so würden sie doch im Tod immer noch von ihren familiären und freundschaftlichen Beziehungen erzählen können. In manchen Fällen, so war er sich sicher, konnte er vielleicht sogar Morde dadurch aufklären, dass er die Opfer nur nach dem Täter

fragen müsste. In seiner freien Zeit erging er sich lange in solchen Gedanken. Er stellte sich vor, dass er mit ein wenig Mühe und Fingerspitzengefühl eines Tages eine berühmte Persönlichkeit in der Fachwelt werden könnte. Vielleicht würde er sogar von der gesamten Öffentlichkeit Aufmerksamkeit erhalten und somit irgendwann sein Geheimnis, welches er bisher alleine mit sich trug, preisgeben können.

Doch die Realität sah anders aus. Nach langer mühsamer Arbeit, die ihm wenig Freude und noch weniger Freunde einbrachte, hatte er es letztendlich geschafft, eine Stelle in der Gerichtsmedizin anzutreten. Mir ruhiger, knisternder Stimme, scheinbar ohne Groll über ihren Tod, teilten ihm die Verblichenen auch hier nach bestem Wissen mit, was sie über die Umstände ihres Dahinscheidens wussten.

Dr. Riedemanns Erfolg war jedoch gering. Er arbeitete gewissenhaft, doch seine Gabe war ihm so gut wie keine Hilfe. In den wenigen Fällen, in welchen die Verstorbenen ihren Mörder kannten, oder genauerer Angaben zu ihrem Tod machen konnten, handelte es sich um Beziehungstaten, die ohnehin recht schnell aufgeklärt werden konnten. Seine Hilfe wurde hier kaum benötigt. Mehr Kopfzerbre-

chen machten ihm aber solche Fälle, in welchen er den Namen des Mörders kannte – dieser aber im Laufe der Ermittlungen niemals auftauchte.

Zunächst drohten ihn solche Situationen vollkommen zur Resignation zu treiben. Er versuchte selbst Beweise herbeizuschaffen, doch ohne Anfangsverdacht war es vollkommen unmöglich eine unbekannte Person ins Spiel zu bringen. Nur in wenigen Fällen konnte er es durch geschickte Manipulationen erreichen, dass der von den Toten genannte Täter trotz eigentlich fehlender Beweise verurteilt werden konnte. Dr. Riedemann wurde sich darüber klar, wie wenig Macht ihm seine Gabe doch verschaffte. Noch vor wenigen Jahren war er voller Hoffnung gewesen, allein durch seine Kraft die Welt ein wenig besser zu machen und sich damit ein gutes Leben und Nachruhm zu sichern, doch nun erschien ihm alles vollkommen sinnlos. Er fühlte sich dazu verdammt, mehr zu wissen als alle anderen, es aber nicht sagen zu können. Wer hätte schon auf eine so wahnsinnige Geschichte von einem verschrobenen, durchschnittlichen Pathologen, den im Grunde ohnehin die meisten Menschen mieden, hören wollen?

Er beschloss also, die Stimmen der Toten nicht mehr zu hören. Jedes Mal, wenn er einen von ihren

sitzen sah oder ihre Zinnstimmen vernahm, schüttelte er sich, kniff sich in den Arm oder rief laut, um sich aus dem traumartigen Zustand herauszubringen. Stattdessen versuchte er mehr Kontakt zu seinen Kollegen aufzubauen, um sich auf andere Gedanken zu bringen. Einem Menschen wie ihm, der sein gesamtes, mittlerweile vierzig Jahre dauerndes Leben allein mit Arbeit verbracht hatte, fiel dies nicht leicht. Dennoch schienen die Mitarbeiter des Instituts seinen plötzlichen Wandel mit Wohlwollen aufzufassen und ihn in ihren Kreis, der in der Freizeit sehr aktiv war, aufzunehmen.

Die Stimme der Toten wurde er so jedoch nicht los. Umso mehr er sich gegen sie wehrte, um so drängender zischten sie, sobald er seinen Arbeitsplatz betrat. Kein Kneifen und kein Schreien halfen dagegen, denn im nächsten Moment begannen sie erneut. Er spielte mit dem Gedanken seinen Arbeitsplatz zu wechseln, doch damit hätte er seine neu gewonnen Freunde verloren. Auch konnte er nichts anderes, sagte er sich, er hatte schließlich niemals etwas anderes getan. Keine Freizeit, keine Hobbys. Also versuchte er mit den Toten zu sprechen, wie er es mit seinen Freunden tat. Dies gelang vorerst, doch das Thema ihres Todes konnte er

niemals umgehen. So hörte er weiterhin die Namen der Mörder, ohne ihnen helfen zu können.

Schließlich geschah, was er niemals in Erwägung gezogen hatte: Er verliebte sich und sie, eine Polizistin, nur etwas mehr als halb so alt wie er, verliebte sich in ihn. Er erzählte es seinen Freunden und er erzählte es den Toten. Er erlangte neuen Mut und fühlte sich mit einem Mal wieder seiner Gabe gewachsen. Er hörte wieder zu und nahm sich vor, die Dinge endgültig selbst in die Hand zu nehmen. Er hatte schließlich gesehen, dass er etwas erreichen konnte, was er nie für möglich gehalten hatte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis wieder ein Name auftauchte, der der Polizei unbekannt war. Mord war in der Region nicht an der Tagesordnung und in den meisten Fällen, die hin und wieder eintraten, war seine Gabe zur Aufklärung nicht nötig. Aber seine Chance kam.

Schon in der nächsten Woche nahm er sich einen der alten Fälle vor. Da Mord in der Region wahrlich nicht alltäglich war, konnte er nicht darauf warten, bis es einen neuen Fall in der Art, wie er ihn brauchte, gab. Doch er hatte keinen Namen vergessen, hatte über alles sorgfältig Buch geführt

und war nun bereit, die Liste einen nach dem anderen abzuarbeiten. Er wusste allerdings noch nicht, wie er es angehen sollte. Die Täter direkt anzusprechen, um eventuell ein Geständnis zu erlangen, schloss er von vornherein aus. Man hätte ihn wiedererkannt, wenn er weitere Schritte hätte vornehmen wollen. Sicher, ein oder zwei Mal hätte es funktionieren können, doch er war kein guter Redner und war sich sicher, niemandem ein schlechtes Gewissen einreden zu können, der vor fünf oder zehn Jahren einen Mord begangen hatte und nie unter Verdacht geraten war. Nach der langen Zeit, die bereits vergangen war, konnte er auch nicht darauf hoffen, dass er sie an ihrem Verhalten überführen könnte.

Die einzige Lösung, so bitter sie auch war, schien ihm, das Recht in seine eigenen Hände zu nehmen. Er musste sie töten. Er war erstaunt darüber, wie wenig Schrecken er bei diesem Gedanken verspürte und wie schnell ihm dieser Einfall gekommen war. Vermutlich, so sagte sich Dr. Riedemann, kam es von seinem ständigen Umgang mit den Toten und seinem besonderen Verständnis dafür, dass mit dem Ende des Lebens nicht alles vorbei war. Ja, daraus, dass er erkannt hatte, dass die Verstorbenen noch in das Diesseits eingreifen

konnten, konnte er schließen, dass es ein Jenseits geben musste. Dies würde jeder Bluttat, die er begehen musste, um für Gerechtigkeit zu sorgen, etwas an Endgültigkeit nehmen. Sicher konnte er es damit nicht rechtfertigen, aber musste er das überhaupt? Er würde Rache nehmen für die Opfer und die Täter zur Verantwortung ziehen, die kein weltliches Gericht erreichen konnte.

Riedemann wusste, wie man einen Mord begehen musste, ohne sich in Verdacht zu bringen. Es war nicht unbedingt wichtig keine Spuren zu hinterlassen. So etwas war auch nur in den seltensten Fällen möglich. Viel essenzieller war es, in keinem Zusammenhang mit der Tötung zu stehen. Bei Beziehungstaten war dies schwierig, sodass diese oft recht leicht aufgeklärt werden konnten. Umso weniger persönlich jedoch der Umgang zwischen Täter und Opfer war, umso schwieriger wurden die Ermittlungen. Er hatte mit keinem der Täter bisher ein Wort gewechselt, auch wenn er einige schon gesehen hatte, als er in unruhigen Stunden ihren Spuren gefolgt war.

Grundlegend war er also wenig verdächtig. Dennoch musste er sich einen Weg einfallen lassen, Gerechtigkeit walten zu lassen, ohne dabei in das Visier der Ermittlungen zu geraten. Das größte

Problem dabei war, wie er sich eine Waffe besorgen sollte. Der einfachste Weg wäre gewesen, einem Schützenverein beizutreten, doch das hätte viel Zeit gekostet. Eine Waffenbesitzkarte hätte ihn auch in Verdacht bringen können und sein Kaliber wäre bekannt gewesen. Auch die Dienstwaffe seiner Freundin war keine Alternative. Zwar kannte er Personen, die illegale, unregistrierte Jagdwaffen besaßen, doch Mitwisser waren ein Risiko. Somit entschloss er sich zu dem riskanten Schritt, eine Pistole auf dem Schwarzmarkt zu kaufen.

Wochenlang folgte er den Tätern auf seiner Liste, nur um einen zu finden, welcher ein für den Anfang besonders leichtes Ziel darstellte. Ein allein lebender Mann mit festen Gewohnheiten, langen, einsamen Spaziergängen und wenig Verwandtschaft war die beste Wahl. Er musste ihn nur knapp zwei Wochen verfolgen, bis er sich sicher genug fühlte, um es zu Ende zu bringen. Mitten im Wald, ein Schuss aus der Nähe in den Hinterkopf. Dann floh er quer durch das Unterholz. Die Panik, die ihn befiel, als die Äste sein Gesicht zerkratzen und Brombeerranken ihm die Beine wegrissen, hatte er nicht eingerechnet. Als er bei seinem Wagen ankam, stachen seine Lungen von der kalten Herbstluft, sodass er sich kaum auf den Beinen

halten konnte. Jeder Muskel seines Körpers brannte und zitterte.

Es gelang ihm, mit dem Wagen sicher nach Hause zu kommen, erst dort brach er im Badezimmer zusammen. Er duschte in der Kleidung, vergaß sogar die Pistole aus der Tasche zu nehmen. Erst als er seine Sachen in die Waschmaschine geworfen und sich über eine Stunde geschrubbt hatte, begann er sich einigermaßen zu beruhigen. Er legte seine Waffe, nachdem er sie, da sie ohnehin bereits nass geworden war, ebenfalls ausgiebig geputzt hatte, in eine Schale mit Öl, bevor er sie in ihrem Versteck in einer Zwischenwand unterbrachte.

Eigentlich hatte er mit Claudia essen gehen wollen, sagte ihr jedoch ab, indem er vorgab, krank zu werden und sie nicht anstecken zu wollen. Bereits einige Minuten später ärgerte er sich darüber und rief sie zurück, um ihr doch noch zuzusagen. Zwar war das kein wirkliches Alibi, aber trotzdem musste es unverdächtiger wirken, als wenn er diesen Abend alleine geblieben wäre. Sie wunderte sich dank seiner angeblichen Krankheit nicht darüber, dass er wortkarg und ohne Appetit war. Er entschuldigte sich früh, um sich richtig auszu-

schlafen, da er, so teilte er Claudia mit, morgen nicht krank sein dürfte.

Die Woche verlief nicht gut. Seine Konzentration war schlecht, er konnte seine Arbeit kaum bewältigen. Wenn die Toten mit ihm sprachen, dann hörte er ihnen nicht zu und starrte nur ins Leere. Es kümmerte ihre Stimmen nicht. Immer wieder, wenn er glaubte, eine ruhige Minute finden zu können, wallte die Angst in ihm hoch, erwischt werden zu können. Er hatte überstürzt gehandelt und nicht darauf geachtet, keine Spuren zu hinterlassen. Er hatte sich nicht nach Zeugen umgesehen. Er hatte den Täter nicht lange genug beobachtet. Sicher wusste jemand, welche Waffe er besaß. Auf den Gedanken Reue oder Mitleid zu empfinden kam er jedoch kaum. Er hatte sich lange vor der Durchführung dafür entschieden, so zu handeln. Mord war es nicht gewesen, sondern Gerechtigkeit, dort wo gewöhnliche Gerichte nicht greifen konnten. Genau war er vorgegangen. Es half, dass er die Lebensumstände des Täters kaum kannte. Ja, er hatte eine Familie und Kinder gehabt, aber Dr. Riedemann kannte sie nicht, hatte sie nur flüchtig gesehen. Sicher, für sie würde es nicht leicht sein, schwerer, als wenn ihr Mann, ihr Vater auf normale Art verurteilt worden wäre, aber

immerhin blieb ihnen so die Scham erspart zu erkennen, dass einer, den sie liebten, ein Mörder und Vergewaltiger war. Eigentlich, so schloss Riedemann, war der Gerechtigkeit durch das Fehlen dieser Offenbarung nicht genüge getan worden. Er wollte es jedoch dabei belassen, die Gefahr für ihn selbst war einfach zu groß.

Erst, als der Fall die Zeitungen und der Körper des Täters seinen Sektionstisch erreichte, begann sich Dr. Riedemann wieder zu entspannen. Alles war glatt gelaufen, denn nun hatte er die Kontrolle. Er hatte befürchtet, ein anderer würde eingeteilt werden.

Vor der Tat war er tatsächlich noch in letzter Minute einem Schützenverein beigetreten und hatte, zusätzlich zu seiner Pistole, einige legale Sportwaffen erworben. Auf dem Schießstand hatte er heimlich eine Kugel in einem Klumpen Gelee abgefeuert, die er nun, während der Obduktion in der Tasche trug. Unter einem Vorwand ließ er seinen Kollegen den Raum verlassen, entfernte das ursprüngliche Projektil aus der Schusswunde und ersetze es durch sein Mitgebrachtes. Nun würde zwar das Kaliber auf eine seiner legalen Waffen verweisen, doch konnte er öfter mit seiner Pistole zuschlagen, wenn nicht jedes Mal das gleiche Ka-

liber auftauchen würde. Einerseits war er stolz über diesen Einfall, andererseits ärgerte er sich jedoch, dass es ihm nicht früher eingefallen war. Das nächste Mal würde er seinen Plan von Anfang bis Ende durcharbeiten müssen. Es war einfach alles zu ungeordnet und fahrig.

Aber es hatte funktioniert. Die Ermittlungen zogen sich lange hin, doch er behielt stets ein Auge auf den Fortschritt, wie er es auch sonst häufig tat. In seine Nähe geriet man scheinbar nie.

So dauerte es nur ein halbes Jahr, bis er den nächsten Namen von seiner Liste streichen konnte. Dann einen weiteren. Und weiteren. Es gelang ihm nicht die Verbindung zwischen den Vorgängen zu verschleiern, trotz der wechselnden Kaliber, Orte und Schussrichtungen. Die Gegend war einfach zu klein und ruhig, um mehrere solcher Fälle wie Zufall erscheinen zu lassen. Zwar fühlte er sich noch nicht bedroht, dennoch beschloss er, zumal seine Liste fast zu Ende war, eine Pause, vielleicht für einige Jahre, einzulegen.

An dem Tag, an dem er diesen Entschluss gefasst hatte, kaufte er die Ringe und Claudia stimmte seinem Antrag zu. Sie wollten nicht lange warten und begannen noch am Abend die Hochzeit vorzubereiten. Riedemann wollte sich einige Tage

freinehmen, um sich ganz auf dieses Thema konzentrieren zu können. Sie lehnte jedoch ab und teilte ihm mit, dass er viel zu detailversessen sei und sie darum die groben Dinge selbst erledigen würde. Also ging er wie üblich zur Arbeit. Die Kollegen erfuhren schnell von seinem Glück, die Woche verlief anständig. Der letzte Leichnam der Woche stellte sich laut Akte als ein schwieriger Fall dar. Es war offensichtlich keine Beziehungstat und kein Raub gewesen, sodass man dazu neigte, den Toten dem „Schützen“ zuzuordnen, dem Namen unter welchem man Dr. Riedemanns Unternehmungen zusammengefasst hatte. Natürlich war er es nicht gewesen, er glaubte jedoch, dass er vermutlich schon bald einen weiteren Namen in seine Liste aufnehmen musste.

Als er den Obduktionssaal betrat, saß der Leichnam bereits auf dem Tisch. Es war ein junger Mann, vielleicht nicht einmal achtzehn Jahre alt. Eine deutliche Schusswunde klaffte in seiner Schläfe.

„Wer hat dich umgebracht?“, fragte Dr. Riedemann. Er hielt es nicht für möglich, die Toten zu begrüßen. Sie zeigten keine Gefühle, darum verzichtete er auf jede Art von Floskeln, wenn es ums Geschäft ging. Wollte er solche Themen eher

vermeiden, so erging er sich gerne in Fragen nach der Befindlichkeit des Verstorbenen, wohl wissend, dass er darauf keine befriedigende Antwort bekam.

Der Tote öffnete die blauen Lippen, ohne dass sich das Weiß seiner Gesichtshaut verzog. Ein Zischen entfuhr der Mundöffnung, welches sich zu einem scharfen Knistern auswuchs, das schließlich zu Worten geformt wurde: „Eine Polizistin hat mich bei einem Drogengeschäft erschossen“, seufzte der tote Jugendliche. „Ich habe sie enttäuscht.“

Etwas verkrampfte sich in Dr. Riedemanns Magen. „K-kennst du ihren Namen?“, stotterte er, während er fühlte, wie ihm schwarz vor Augen wurde.

„Ich kannte ihn“, zischte die Zinnstimme.

„Sag schon!“

„Claudia Puster. Sie …“

„Genug!“, rief Riedemann und drehte sich weg. Das Traumgefühl fiel von ihm ab und er fand sich auch dem Fliesenboden wieder. Sein Kollege kniete neben ihm und war bemüht, ihn in die stabile Seitenlage zu bringen. Riedemann war noch geistesgegenwärtig genug, um seine Hilfe freundlich abzulehnen und sich den Tag über freizunehmen.

Zu Hause wagte er es kaum, seiner zukünftigen Frau in die Augen zu sehen. Der Tote musste ge-

logen haben. Aber sie war doch in irgendeiner Abteilung, die sich mit Betäubungsmitteln beschäftigte. Sie sprachen ja kaum über die Arbeit, darauf hatten sie sich bereits früh in ihrer Beziehung geeinigt, da es viel zu deprimierend war. Was wusste er überhaupt über sie? Sie waren jetzt zwei Jahre zusammen und dennoch hatten sie sich bisher sehr wenig gesagt: Es ging um das hier und jetzt, über das Leben, Politik und Philosophie, über Musik. Er kannte ihre Vorlieben, ihre amateurhaften Malereiversuche und was sie an der Gesellschaft beschäftigte. Doch er wusste nicht, was sie tat, wenn sie nicht zu Hause war. Noch lebten sie ja nicht einmal zusammen. Wohnte man vor der Hochzeit nicht für gewöhnlich schon lange beieinander?

Nein, nein, nein, der Tote musste gelogen haben. Er wusste, dass er sie darauf ansprechen musste, wenn er Gewissheit haben wollte, aber wie, das konnte er sich nicht vorstellen. Nach langem Hin und Her beschloss er, zunächst die weiteren Untersuchungen abzuwarten. Entweder es wurde ein Täter gefasst, dann war alles gut, oder sie geriet in Verdacht, dann hatte er zumindest eine Gewissheit. Doch was wollte er tun, wenn es einer „seiner“ Fälle werden würde? Natürlich ging die Liebe über seinen Sinn für Gerechtigkeit. Gerech-

tigkeit, was war das überhaupt? Er hatte beschlossen, Täter zu bestrafen, die sonst niemand bestraft hätte. Das war keine Verpflichtung, es war ein persönlicher Wunsch gewesen. Aber konnte er so mit ihr leben? Mit einer Verbrecherin?

Es reichte. Mitten während des Abendessens sprang er auf. „Muss ins Institut“, murmelte ohne eine Verabschiedung. Er hatte während des Studiums schon öfter zwei Mal mit einem Toten gesprochen, aber niemals seitdem er mit seiner Arbeit begonnen hatte. Nun wollte er es wissen, jedes Detail von dem, was vorgefallen war. Als der Leichnam Claudias Namen erwähnt hatte, war er viel zu geschockt gewesen, um weitere Fragen zu stellen. Das musste er nachholen.

Stunden saß er auf dem Boden vor dem Leichnam des jungen Mannes im leeren Institut, ständig den Kopf zu Seite drehend und hoffend, dass sich der Tote aufsetzen würde. Es war dunkel, denn er hatte sich aus Angst, gefunden zu werden, nicht getraut Licht zu machen. Über sein eigenes Atmen hinweg war das Surren der Kühlanlage, das Tropfen eines Wasserhahns und der Verkehr der nahen Autobahn, deren Scheinwerfer flinke Schatten an die Fliesenwände malte, zu hören, dennoch war es auf eine besondere Art vollkommen

still. Eine bessere Stille gab es in der Stadt auch nachts nicht. Wie er sie hasste.

Als der Tote auf der Bahre aufsaß, erschrak Riedemann. Zum ersten Mal in dieser Situation hatte er es nicht erwartet. Zitternd blickte er nach oben, auf das Gesicht mit den eingefallenen Wangen, dessen Augen ganz im Dunkel lagen. Viel davon war nicht mehr übrig geblieben, man hatte die Obduktion ohne ihn fortgesetzt. Fast sah es so aus, als habe man den Körper ausgesaugt.

„Ich muss es genau wissen", flüsterte Riedemann, ohne aufzustehen. „Wie genau ist es geschehen? Wie hat sie dich umgebracht?"

„Er hat mich erschossen", zischte der Tote.

„Erkläre es mir genau, was ist davor passiert, bevor sie ...", er unterbracht sich. Hatte er gerade richtig gehört? Er? „Wer hat dich getötet, was hast du gesagt?"

„Hans Bruckmann hat mich getötet."

„Was? Du hast doch heute Morgen gesagt Claudia ...", sagte der Doktor sehr, sehr langsam.

„Ich weiß nur, dass Hans Bruckmann mich umgebracht hat", rauschte es aus dem fast bewegungslosen, entstellten Mund des Toten. „Ich kannte keine Claudia, Hans hat mich getötet."

Riedemann stand auf und ging. Er machte sich nicht die Mühe, den Toten zurück in das Kühlfach zu schieben oder die Türen abzuschließen. Seinen Wagen auf dem Parkplatz ließ er stehen, er ging einfach weiter gerade aus, eine bessere Idee hatte er nicht. Er musste sich keine Sorgen um Claudia machen, sie hatte es nicht getan. Genauso wenig wie jene, die er umgebracht hatte. Wenn der Tote in diesem Fall gelogen hatte, dann konnte er in keinem Fall sicher sein.

Der erstaunliche Transformationsstrahler

„Hier unterschreiben!“, brummte der Braungewandete, woraufhin ich versuchte mit dem linken Arm gleichzeitig das Paket unter der Achsel zu halten – die Aufschrift „Zerbrechlich!“ bot einen gewissen Anreiz, es nicht fallen zu lassen – und den Auslieferungsschein irgendwie ruhig über meinen linken Handrücken zu legen, sodass ich mit der rechten Hand etwas darauf zittern konnte, das vielleicht meiner Unterschrift geähnelt hätte, wenn man es mit Tipp-Ex bedeckt und mein Autogramm darüber gesetzt hätte.

Ein Paket. Relativ groß, etwa wie eine Schuhschachtel, also mit aller Wahrscheinlichkeit keine Amazonbestellung aus längst vergessenen Tagen. Auch sonst erwartete ich eigentlich nichts. Eine seltsame Angelegenheit: Normalerweise hatte ich immer irgendeine Sendung in der Schwebe, die mich dazu brachte, selbst am Samstag früh aufzustehen, um sie eventuell entgegen nehmen zu können, wobei ich aber jedes Mal enttäuscht wurde, bis ich eines schönen Tages auf die Idee kam, dass ich vergessen hatte, das Geld zu überweisen. Nur zurzeit stand eben nichts aus. Meine Adresse,

auf ein Etikett gedruckt, stimmte. Es war sogar mein Name und nicht schon wieder der des Vormieters. Ein Irrtum war so schon ein Stück weit ausgeschlossen, Böswilligkeit hingegen nicht. Der Absender „Dr. Hinz & Prf. Kunz Ldt.“ suggerierte einen dummen Scherz oder Betrug.

Versuchsweise hob ich das leidlich schwere Päckchen an und horchte daran, kam mir aber sofort, wie ich zu meiner Verteidigung sagen muss, wie der letzte Idiot vor, als ich mir ein paar Stangen Dynamit und einen blauroten gezwirbelten Draht, die jene mit einem altmodischen Aufziehwecker mit Schlagwerk verbanden, vorstellte. Der Geigerzähler, welchen ich stets als interessantes Gesprächsthema im Kühlschrank aufbewahrte, schlug ebenso wie mein Horchtest nicht an, weshalb ich beschloss, es riskieren zu können und meinen Nachbarn anrief.

Ich hätte dann nur versuchen müssen, mich im rechten Moment, als er die Schachtel öffnete, auf die Toilette in Sicherheit zu bringen, doch niemand nahm am anderen Ende der Leitung ab.

Ich atmete tief durch. Das Taschenmesser gezückt schöpfte ich neuen Mut und ließ die gleißende Klinge entschlossen durch den versiegelnden Klebstreifen gleiten. Nach einer Sedimentschicht

aus kleinen, weißen Styropor®-Erbsen, die meine Urnachmieter noch aus den Bodenfugen kratzen würden, stieß ich auf einen verzerrt kopierten Zettel, der im Original wahrscheinlich eine Anleitung hätte darstellen sollen, und eine Spielzeugpistole in einer Klarsichttüte. Sie sah absurd aus, wie eine Klischee-Strahlenpistole aus einem antiken Science-Fiction-Film. Ein unergonomischer Griff und freilegender Abzug waren an einem glatten, eierförmigen Korpus ohne sichtbare bewegliche Teile angebracht. Statt einer Mündung ragte vorne ein kleiner Parabolspiegel heraus.

Als ich das Ding herausnahm, überraschte mich sein geradezu blödsinniges Gewicht. Natürlich, es war sonst nichts in der schweren Schachtel, also musste es schon ein wenig auf die Waage bringen, aber da das Objekt äußerlich nur aus klapperig zusammengesetztem, darüber hinaus abfärbendem, silbergrauem Plastik bestand, musste es eine nicht unbeträchtliche Masse an Innenleben sein Eigen nennen.

Verwirrt griff ich nach der Anleitung.

„TF-Strahler!!!“, stand ganz oben, übermäßig groß und mit übermäßig vielen Ausrufezeichen versehen. „Einfach TIER-isch!!!!!!!!!“, versicherte die Zeile darunter etwas kleiner, aber die Handvoll

weiterer Ausrufezeichen straften ihren kläglichen Versuch, mehr Seriosität zu erlangen, Lügen.

„Hezlichen Gluckwuench!“ Das fing ja wieder gut an, dachte ich und legte die Stirn in Falten. „Zu Erwerben unserer Gratis Probe eines TF-Strahl 1000 aus Tradididions unternehmen Hinz & Kuenz, seit 3000 Jahr Großtes Handler fur Magischen Object Aller Art. in Anzug der Modernen!! Der TF-Strahle 1000 vereint Bedinunk von Modernen Pistoles mit Magischen Wiknung von Necronomicon! Transformirete Mensch zu Animal! Einfach auf Ziel (Persones) zielend und Animal in Kopf sehend. dann Knopf ziehend! Funktioniert fur uebere 1000 Drehungen! Fur Rueck-Dreh-Ung bestellen sie Anti-TF-Strahl 1500 aus Katalong...“, radebrechte das Blatt, jedoch verstand ich von den restlichen Seiten nicht mehr nennenswert viel, da der Text scheinbar fließend ins Niederländische oder vielleicht Afrikaans überging um von dort aus den Anschlussflug ins Kantonesische (oder eventuell doch Mandarin?) zu erwischen.

Was war das alles nur für grober Unfug?, dachte ich, als ich die Tüte mit der Spielzeugwaffe öffnete, nur um dann hustend und mit tränenden Augen in einer Lösungsmittelwolke zu stecken. Nachdem ich das Fenster geöffnet und etwas

Spülmittel eingeatmet hatte, nahm ich endlich die alberne Pistole in die Hand.

Seltsam, aber sie lag erstaunlich gut im Griff und fühlte sich fast wie eine richtige Waffe an. Wie ich schon festgestellt hatte, war sie sehr schlecht verarbeitet, der Abzug hatte fast einen halben Zentimeter Spiel und klapperte in alle Richtungen, je nachdem wie man das Ding hielt. Die beiden Plastikhälften, die die Verschalung bildeten, waren so weich und zerbrechlich, dass ich durch zu hartes Anfassen des Griffes schon einen Sprung hineingedrückt hatte. Auch im Inneren musste etwas lose sein, denn beim Schütteln wurde ein Klimpern hörbar.

Auf jeden Fall musste eine ganze Menge darin sein, sollte man das Ding nicht mit Blei gefüllt haben. Irgendeinem Zweck musste es als dienen. Ich spielte mit dem Gedanken es einfach aufzubrechen und hineinzusehen, aber ich wollte es nicht zerstören, bevor ich es ausprobiert hatte.

Einen Moment lang blickte ich mich im Zimmer um, auf der Suche nach etwas von geringem Wert, legte dann die Pseudowaffe auf der Sofalehne auf, kniff ein Auge zusammen und gab einen gut gezielten Schuss auf den Papierkorb ab, der zur Folge hatte, dass ich entsetzt aufschrie und das Ding auf

die Kissen fallen ließ. Tatsächlich, es funktionierte. Irgendwie jedenfalls. Begleitet von einem scharfen Zischen war ein grellgelber Lichtblitz, umgeben von neongrünen Ringen aus dem Gerät geschossen und in den Abfalleimer eingeschlagen.

Nachdem ich wieder einigermaßen beruhigt und der Ozongestank verflogen war, wagte ich es den Eimer zu begutachten. Nichts, gar nichts war damit geschehen. Ratlos zog ich die Anleitung zurate, aber daraus wurde ich auch nicht besonders schlau. Dort stand, wenn ich mich nicht irrte, dass man mit diesem Spielzeug, in dessen Flanke deutlich die Worte „MAED IN CHNIA“ eingeprägt waren, einen Menschen in ein Tier verwandeln konnte. So eine Absurdität wollte ich keines Falles glauben.

Probeweise beschoss ich eine meiner kümmernden Zimmerpflanzen. Nichts geschah, wenn man von den eindrucksvollen Lichteffekten, deren Entstehung ich mir nicht erklären konnte, einmal absah.

Anscheinend gab es nur einen Weg es herauszufinden. Aber – was wenn es tatsächlich funktionieren sollte? Ich starrte einige Sekunden lang frontal in die winzige Linse, die sich im Zentrum der Parabolschüssel befand. Was würde passieren, wenn ich jetzt abdrückte? Ganz schnell legte ich

den Strahler wieder zur Seite. Der Abzug war verdammt locker und vermutlich würde mich der Lichtblitz dauerhaft blenden.

Ich war sauer über meine Feigheit. Wie sollte ich es sonst ausprobieren, wozu hatte ich das Ding dann überhaupt?

Es dauerte ein paar Minuten, bis ich das Fensterbrett freigeräumt hatte und das Fenster öffnen konnte. Dann lehnte ich mich hinaus und blickte auf die Straße hinab.

Trotz des trüben Wetters war dort unten eine ganze Menge los, mit dem Treffen sollte ich kein Problem haben. Zwar hätte man mich schnell entdecken können, aber in der ganzen Verwirrung, die ein plötzlich auftauchendes, nun sagen wir einmal, Flusspferd, stiften würde, nähme sich sicher keiner die Mußе mein Fenster ausfindig zu machen.

Nein! Was für eine abartige Idee. Irgendjemand gab sicher Obacht. Und wie um alles in der Welt hätte man den armen Teufel, den mein Schuss traf, je wieder zurückverwandeln sollen? Noch einmal nahm ich die Anleitung zur Hand und besah die auf der Rückseite abgedruckte Preisliste. Ich fand den „Anti-TF-Strahler 1500“, doch auch, wenn ich nicht wusste, in welcher Währung die Preise angegeben

waren, die Anzahl der Nullen nach der eins und vor dem Komma war astronomisch.

Ein flüchtiger Blick auf die Uhr ließ mich zusammenzucken. Vor zwanzig Minuten wäre es langsam Zeit gewesen, allmählich zur Vorlesung zu sprinten. Also rammte ich den Strahler in die Jackentasche, warf diese über, hob sie wieder vom Boden auf, zog sie langsamer an und rannte los zur Universität.

Der Tag verlief ganz normal, bis zu dem Zeitpunkt, als ich auf der Treppe im überfüllten Hörsaal Platz nehmen wollte und mich dabei beinahe auf die Pistole gesetzt hätte. Bei dem Gedanken, was passieren hätte können, wurde mir schlecht. Nicht nur, dass ich nicht mehr dazu gekommen wäre, sie auszuprobieren, nein, mit aller Wahrscheinlichkeit hätte sich auch ein Schuss gelöst, der eventuell durch die Jacke hindurchgegangen wäre.

Von diesem Augenblick an schwitzte ich Wasser und Blut. Egal, wie ich meine Jacke auch positionierte, egal wie sehr ich auch darauf achtete, dass ich und niemand sonst sie berührte, immer hatte ich Panik, dieser teuflische Apparat könnte beim kleinsten Stoß einen unbeabsichtigten Schuss abgeben. Ich hätte mich sicherer gefühlt, wenn ich

sie hervorholen und den Abzug im Auge hätte behalten können, aber dies hätte Aufsehen erregt und nur jemanden dazu verleitet das Drecksding aus Spaß zu benutzen.

Kein Zweifel: Es war eine Waffe. Dabei hätte ich mich mit einer Walther in der Tasche besser gefühlt. Einer Pistole, die man entladen, sichern, oder zur Not in den Fluss werfen konnte, aber dieses Ding hatte weder eine Sicherung noch eine sichtbare Energiezufuhr, nur einen wackeligen Abzug.

Gut, in den Fluss werfen konnte ich sie. Vielleicht sollte ich genau das nach der Vorlesung tun. Nein, weiß der Geier, vielleicht schwamm das Ding. Vielleicht ging es beim Aufprall auf das Wasser los oder explodierte bei Kontakt. Womöglich – was schlimmer wäre als alles andere – lief der Stoff, der in dem Gerät war, aus und kontaminierte das Flusswasser, bis es irgendwo wieder aus den Wasserhähnen tropfte. Ganze Städte, ja ganze Landstriche würden unter den schädlichen Folgen leiden. Vollkommen egal, ob sich nun alle Menschen in Tiere verwandeln oder sonst etwas geschehen würde, das war keine Lösung.

Endlich, nach der ersten Vorlesung, kam mir die erste, wenn auch nur vorläufige, Idee. Ich stahl mich mit einem Becher Automatenkaffee in der

Hand in den Technikraum und entwendete unter sorgfältiger Zurücklassung des Kaffees ein Exemplar aus dem gigantischen Vorrat an Panzertape.

Auf der Toilette brauchte ich die gesamte Rolle auf um den Abzug nach vorne hin am Lauf zu fixieren, sodass jegliches Abfeuern fürs Erste unterbunden war. Ich konnte zumindest den Rest des Vormittags in Ruhe verbringen.

Zurück in meiner Wohnung legte ich die Pistole auf den Küchentisch. Es gab keine andere Lösung, ich musste sie vernichten. Ein Gebrauch kam einfach nicht infrage, es wäre kaum ein Unterschied zu Mord gewesen. Ich konnte nicht sagen, wie sich eine eventuelle Verwandlung auf den Geist auswirkte, aber vielleicht war es sogar noch viel schlimmer, wenn der Beschossene seinen Verstand behielt. Auch in der unwahrscheinlichen Situation von Notwehr hielt ich den Nutzen für mehr als zweifelhaft, zumal ich nicht genau wusste, wie man das Tier, in welches man das Opfer verwandeln wollte, auswählte. In der Anleitung stand, soweit ich das richtig verstanden hatte, dass man es sich vorstellen musste. Gut, aber wie genau? Bildlich, schriftlich oder in Tönen? Reichte ein kurzes Aufblitzen des Gedankens oder musste man sich wo-

möglich vor dem Schuss einige Minuten konzentrieren? Was war mit dem Unterbewusstsein? Ich wollte es nicht wagen, mich mit einer Waffe zu verteidigen, die einen gefährlichen Einbrecher in eine Katze verwandeln sollte und mir einen Tiger auf den Hals hetzte. Ging die Wirkung überhaupt durch normale Kleidung hindurch? Nein, nein, nein, das Ding musste weg.

Ich kramte den Hammer hervor, drehte die Mündung der Waffe sorgsam in Richtung Wand, holte aus und legte ihn sofort wieder weg. Blöde Idee.

Es gab keinen Unterschied dazwischen, ob ich das Ding nun in den Fluss warf, mit dem Hammer zerschlug oder im Wald verscharrte. Ich wusste nicht, was dabei passieren konnte. Genauso gut hätte ich es gleich der Wissenschaft überlassen können. Höchstwahrscheinlich hatte man in China dieselben Gedanken gehegt und das Ding einfach verschickt.

Die einzige Möglichkeit, die ich noch hatte, wäre vorsichtig den Abzug mit der Laubsäge abzutrennen und seine Reste mithilfe einer glühenden Nadel mit der Verschalung zu verschweißen. Eventuell konnte ich auch die Parabolschüssel stutzen. Und dann einen Tresor kaufen und das Ding für meine

Lebzeiten, mit einer Notiz an meine Enkel, wegschließen. Aber, nun ja, ein Tresor war teuer.

Von der unmoralischen Seite aus gesehen, war dies nicht eigentlich die perfekte Waffe für Verbrecher? Sie müssten zwar zur Sicherheit immer noch eine scharfe Waffe mit sich führen und auf alles gefasst sein, aber eine Leiche würde es nicht geben. Schlimmstenfalls den Kadaver eines extrem exotischen Tiers, welcher womöglich noch größer war als das Zimmer, in dem man ihn auffand. Ob das Ding auch an Leichen funktionieren würde? Wie schnell würde die Verwandlung gehen? Es konnte ja auch Tage dauern.

Sicher hatte sich die Mafia schon einige Ladungen dieses Produkts gesichert.

Einen anderen Zweck konnte ich mir nicht vorstellen. Womöglich noch, wenn man einmal keinen Ausweg mehr sah, denn ging es sicher einfacher von der Hand als Selbstmord.

Schließlich packte ich den Strahler dick in Zeitungspapier und steckte ihn in eine Schuhschachtel. Nach kurzer Überlegung versah ich die Anleitung mit der Anmerkung „Achtung! Könnte wirklich funktionieren!“ und legte sie dazu. Vorsichtshalber schob ich die Schachtel unter den Schrank und nicht unter das Bett, man wusste ja

nie, welche Strahlen das Ding auch im Ruhezustand aussandte.

Spross der Wahrheit

Ein kalter Schlag gegen die Stirn riss Thomas aus seinem unruhigen Schlaf. Mit einem müden Stöhnen warf er den Kopf herum, in der Hoffnung festzustellen, wo er sich befand. Er versuchte verwirrt, die verschwommenen Farben und Lichter vor seinen Augen einer vertrauten Umgebung zuzuordnen, es wollte ihm jedoch nicht gelingen. Erst als er sich, schon halb in Panik geraten, die Augen rieb, fand er seine Orientierung wieder.

Die Luft im Abteil war heiß und stickig, die Heizlüfter schnarrten trotz der Frühlingstemperaturen ohne Einlenken vor sich hin. Der Geruch seines eigenen Schweißes und die Mischung aus Urin und chemischer Zitrone aus der nahen Toilette auf dem Gang sorgten dafür, dass er trotz seines knurrenden Magens nur mit Ekel auf die eingewickelten Brote in seinem Rucksack blicken konnte.

Auf den beiden Sitzen gegenüber hatte sich Gabi ausgestreckt. Die Arme vor der Brust verschränkt, den Kopf gegen das schmierige Fenster gelehnt schlief sie dort. Jedes Mal, wenn der Zug scheppernd über eine Naht in den Schienen sprang, nickte sie unwillkürlich, ihr Gesicht wirkte dabei

jedoch so ernst, dass man den Eindruck hätte bekommen können, die Fahrt gefiele ihr ganz und gar nicht.

Thomas hätte ihr das nicht übel nehmen können. Wenn es nach ihm gegangen wäre, würden sie nicht einmal an Weihnachten nach Hause zurückkehren. Aber Gabi hatte darauf bestanden und auch er hatte es wohl verstanden, dass sie nun, wo sie sich doch quasi verlobt hatten, ihren jeweiligen Eltern einen Besuch abstatten sollten. Es war ja nicht so, als hätte Thomas kein gutes Verhältnis zu seinen Eltern gehabt, nein, er war für sie immer fast so etwas wie ein Musterknabe gewesen, wie er selbst, etwas verlegen, zugeben musste. Er mochte und respektierte die beiden alten Leutchen. Auch Gabis Vater, den er schon seit Kindertagen als alleinerziehend, gutmütig und chronisch mit seiner Tochter überfordert kannte, konnte er gut leiden. Es war etwas anderes, das er an seinem Zuhause verabscheute.

Thomas und Gabi waren schon gemeinsam im Kindergarten gewesen, hatten irgendwann im Gymnasium bemerkt, dass sie mehr als nur eine Freundschaft verband und nach dem Abitur – und nachdem sich Thomas erfolgreich um Wehr- und Zivildienst gedrückt hatte – beschlossen sie ge-

meinsam zu studieren. Geschichte war dabei keine wirkliche Herzensentscheidung gewesen, mehr ein kleinster gemeinsamer Nenner. Sie konnten nicht einmal genau sagen, wie sie darauf gekommen waren, keiner von beiden hatte sich je überhaupt dafür interessiert. Nun schien es aber genau in eine Lücke zu passen, von deren Existenz sie zuvor nicht einmal gewusst hatten.

Schon wenige Tage, nachdem sie von zu Hause ausgezogen waren, fühlte sich Thomas, als wäre eine Last von seinen Schultern genommen. Zuerst glaubte er, es sei so, weil er endlich mit Gabi zusammenleben konnte, aber diese Erklärung befriedigte ihn schon bald nicht mehr. Er verglich das Gefühl damit, als sein man lange gegen eine starke Strömung angeschwommen und daraufhin ganz überrascht, wie leicht und ungebremst man sich außerhalb des Wassers bewegen konnte. Als er sich endlich überwunden und Gabi davon berichtet hatte, überraschte sie ihn damit, dass sie etwas Ähnliches zu beschreiben wusste. Sie hatte davon gesprochen, dass es ihr so vorkomme, als habe sie ihr ganzes Leben bisher mit einem tiefen Brummen im Kopf gelebt und dies erst durch sein Verschwinden bemerkt.

Thomas kam es so vor, als müsse er jedes Mal, wenn er nach Hause zurückkehrte, seine Last erneut aufnehmen. Gabi schien es nicht so schwer zu fallen, er jedoch empfand einen ausgeprägten Abscheu, sogar Angst vor der Stadt, in welcher er sein ganzes Leben verbracht hatte.

Noch träge vom Schlaf, blickte er auf die Uhr. Sie musste kurz nach der Abfahrt stehen geblieben sein, denn die Zeiger liefen zwar, aber ihrer Anzeige nach waren nicht mehr als fünf Minuten vergangen, seitdem sie den Bahnhof verlassen hatten. Also wandte er sich zum Fenster, gegen welches seine Stirn vorhin geschlagen war, um zu sehen, ob er die Landschaft wiedererkannte. Doch wie eine schmutzige, graue Wand hüllte sich dichter Nebel um den fahrenden Zug. Nur die Schatten einzelner Bäume, die nahe an den Gleisen standen, zogen wie Fetzen alter Gespenster vorbei.

Seufzend lehnte sich Thomas zurück und versuchte erneut die Augen zu schließen. Es war sonderbar finster im Abteil und die Deckenbeleuchtung ging nicht, sodass auch Lesen keinen Zweck hatte. Im selben Moment verriet ihm ein schweres Gefühl in der Magengrube, dass der Zug im Begriff war abzubremsen. Er musste so in Gedanken versunken gewesen sein, dass er die

Durchsage überhört hatte. Mühsam raffte sich der junge Student auf, streckte sich und rüttelte dann seine Freundin an der Schulter.

„Mh? Waslos?“, nuschelte sie, ganz offensichtlich nicht glücklich über die Störung.

„Komm langsam auf die Beine!“, meinte Thomas und versuchte beschwingt und energisch zu klingen, doch das Gefühl einer unsichtbaren Last auf seinen Schultern drückte zu sehr auf seine Stimmung. „Ich glaub, wir sind gleich da.“

Wenige Minuten später blieb der Zug stehen, nur die Umrisse des Vordaches vor dem Fenster verrieten, dass sie einen Bahnhof erreicht hatten. Niemand aus dem sonst fast leeren Zug stieg aus, sodass sich die beiden Studenten beinahe etwas verloren vorkamen, als sie in die Nebelsuppe auf dem einsamen Bahnsteig traten. Die Luft war seltsam kalt und feucht, ein zarter süßlicher Geruch umschwamm ihre Nasen.

„Ein hübscher Empfang“, murmelte Gabi verschlafen und zupfte mit ihren Fingern unruhig am Bügel ihres Rucksacks. „Man sieht ja keine zwanzig Meter weit.“

Thomas zuckte mit den Schultern und ging in Richtung des Bahnhofsgebäudes. Er blickte nach oben, um das metallene Regendach mit seinen

wunderbaren Jugendstilschnörkeln zu betrachten, musste aber feststellen, dass es mittlerweile vollkommen vom Efeu, welcher auch an dem Backsteingebäude emporrankte, bedeckt war.

„Ist ja schön, dass hier mal was wächst“, sagte er nebenbei zu Gabi. „Aber ein bisschen nachlässig ist es schon. Sieh mal da hinten! Der Pfeiler ist schon ganz krumm, schaut so aus als würde bald das ganze Dach einbrechen.“

Gabi folgte seinem Fingerzeig und schüttelte den Kopf. „Nein, das schaut nur durch den Nebel so aus. So schief, wie das Ding ist, müsste das Dach schon auf dem Bahnsteig liegen.“

Thomas zuckte erneut mit den Schultern. „Auch wahr. Aber komm jetzt, es ist sicher schon fast Mittag. Wie spät ist‘s denn auf deiner Uhr?“

Gabi hob den Arm, stutzte und tippte dann missmutig mit dem Finger auf das Glas ihrer Digitaluhr. „Null Uhr fünfzig“, brummte sie. „Das Ding ist wohl kaputt.“

„Glück, meine auch. Schau‘n wir in der Bahnhofshalle nach.“

Gabi blickte noch einmal in den Himmel, bevor sie weiter ging, in der Hoffnung den Sonnenstand bewerten zu können, doch der Nebel war zu dicht. Überhaupt empfand sie die Lichtstimmung als sehr

bedrückend. Während man in der Ferne nur graue Schatten sah, war alles Nahe in einen unwirklichen, roten Schein, wie der Abglanz eines besonders prachtvollen Sonnenuntergangs, getaucht. Nur die Blätter des Efeus wiegten schwarz und trist auf ihren Stängeln, obwohl kein Wind zu spüren war.

Die große Uhr in der Bahnhofshalle stellte sich ebenso als unbrauchbar heraus. Das Glas war gesprungen, moosartiger Belag hatte sich zwischen den offenbar schon lange ruhenden Zeigern gebildet. Der Nebel schien den beiden jungen Leuten von draußen nachgekrochen zu sein, denn auch hier, im Inneren des Gebäudes, glühte das Wenige, was auszumachen war, in diffusem Rot.

Gabi sah sich nach dem Fahrkartenschalter um, doch dieser war unbesetzt. Hinter seiner Holzbrüstung, über die eine einsame Efeuranke baumelte, hatte sich eine so tiefe Schwärze eingenistet, dass es Gabi davor graute, näher heranzutreten.

„Also an Sonntagen könnte man hier wirklich meinen, die Stadt wäre ausgestorben“, stellte Thomas fest, als sie auf die Straße traten.

Das Gefühl der Pflastersteine unter ihren Füßen teilte ihnen endgültig mit, dass sie in ihrer

Heimat angekommen waren. Nirgends sonst waren ihnen jemals solche Straßen begegnet, die noch mit einem Mosaik aus faustgroßen, unregelmäßigen Feldsteinen belegt waren, ganz so, als hätte man seit dem Mittelalter nichts mehr daran geändert. Mittlerweile, so mussten sie feststellen, ließ auch der Zustand dieser Bodendecke einen solchen Gedanken zu: Kräftige, dunkle Büschel Gras, sogar junge Bäumchen schoben sich aus den Ritzen hervor. Etliche Steine waren herausgetreten und hatten gefährliche Mulden hinterlassen, die ein dichtes Netzwerk aus Stolperfallen bildeten.

Nach einigen Metern wurde die Silhouette des Zeitungskiosks auf dem Bahnhofsplatz sichtbar, ohne welche sie im Nebel sofort die Orientierung verloren hätten. Von Weitem wirkte der Umriss der Bude seltsam verzerrt und ausgefranst, sodass sie sich nicht gleich einig werden konnten, ob es die richtige sei. Erst als sie schon sehr nahe waren, stellten sie fest, warum.

„Schon wieder Efeu“, meinte Gabi verwundert. „Sieht zwar wirklich nicht schlecht aus an dem Kiosk, macht aber doch alles kaputt.“

„Hm“, stimmte Thomas zu. „Vor allem bei dem Jugendstilkiosk, der ist ja nur aus Metall und beginnt überall zu rosten, wo das Gewächs die Farbe

abschabt. Der leuchtet schon richtig rot. Aber ... ich frag mal eben die alte Lamich nach der Uhrzeit – falls die da überhaupt noch arbeitet."

Tatsächlich saß die alte Dame lesend zwischen Stapeln von abgegriffenen, modrigen Zeitschriften hinter dem Verkaufsfenster auf der anderen Seite. Sie sah blasser aus, als Thomas sie in Erinnerung hatte, auch ihre Kleidung war verwaschen und farblos. Ihre faltigen Züge wirkten so fern und verschwommen, als blicke man auf ein altes, rotstichiges Foto

„Morgen Frau Lamich!", grüßte er freundlich.

Als die Alte ihren Kopf hob und lächelte, schien es so, als würde jetzt erst Leben in sie hineinfahren, die Gesichtsfarbe wurde gesünder und die ganze Erscheinung schärfer. Zweifellos lag es am Licht, als sich die Frau etwas nach vorne beugte.

„Ah, der kleine Hofmann und die Eichner! Ihr wart ja schon lange nicht mehr da. Was braucht ihr denn?", sagte sie, sehr langsam und bedächtig.

„Ach, eigentlich nur schnell die Uhrzeit, wir haben's womöglich eilig."

„Ach so, wie schade." Leicht enttäuscht und mit angestrengtem Blick sah sie einige Sekunden lang auf ihre Armbanduhr. „Aha, ja. Halb zwölf ist es."

„Gut, danke. Dann sollten wir uns ein wenig beeilen."

„Auch sehr schade", meinte sie etwas betrübt. „Ist ja so ein herrlicher Tag, da ist es nicht gut, wenn man sich hetzen muss."

„Ein herrlicher Tag, ja", lachte Gabi, die nebenbei die Zeitschriften überflog. Sie wunderte sich, wie alt die Exemplare zu sein schienen, die hier auslagen. Dass sie feucht und glitschig waren, war bei diesem Nebel kein Wunder, aber der rötliche Schimmer, der wie Schimmel- oder Rostflecken auf jeder Seite lag und einen abstoßenden, zuckerigen Geruch verströmte, stellte sie vor ein Rätsel.

„Ich hoffe nur, wir laufen nicht irgendwo dagegen", brummte Thomas.

„Sonnenbrillen hätte ich auch da", erklärte Frau Lamich hilfsbereit.

„Ja, ja", Thomas klopfte ihr auf die Schulter. „Wir packen's dann mal wieder. Bis später."

„Tschüss."

Sobald sie sich ein Stück entfernt hatten, wischte Thomas seine nasse Hand an der Hose ab. Irgendetwas musste der Frau über den Kittel gelaufen sein.

„Auwei", brachte er etwas bedrückt hervor. „Mit Lamich ist es auch nicht mehr weit her. Hat ja gar

nicht gut ausgesehen und was sie da von Sonnenbrillen gefaselt hat, das verstehe ich auch nicht."

Gabi zuckte mit den Schultern und runzelte die Stirn. „Hast du die Zeitungen gesehen? Und ihr Buch? Das war alles schimmelig, dabei waren die Sachen von heute."

„Hm, dass das keinem auffällt. Irgendjemand muss sich doch mal um sie kümmern. Außerdem ist heute Sonntag. Wieso hatte die überhaupt offen?"

Gabi fuhr sich mit der Hand durch die Haare. „Keine Ahnung. Aber heute ist der Fünfte und das stand auch auf den Magazinen."

Inzwischen waren sie quer über den großen Bahnhofsplatz gelaufen, um sich an der Häuserzeile zu orientieren. In der taghellen Finsternis und dem seltsamen, schimmernden Licht wirkten die ehrwürdigen Fachwerkhäuser so, als seien sie vor der klammen Kälte noch ein wenig enger zusammengerückt. Rötlich umspielt ragten ihre Giebel wie die Zähne eines gewaltigen Haifischgebisses in das schmutzige Weiß des Himmels. Blickte man direkt nach oben, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sich die gesamte Zeile der mittelalterlichen Gebäude zu einem herabneigte. Dabei erschienen die Fassaden dunkler, als die

Studenten sie von früher kannten. Wie auch die Fenster waren sie verschmutzt und angelaufen, der Putz bröckelte, aufgetrieben von den allgegenwärtigen, kräftigen Efeuschlingen.

„Dieser dauernde Efeu macht mich noch ganz irre“, flüsterte Gabi. Sie konnte nicht lauter sprechen, sie fühlte sich beobachtet und hatte instinktiv die Stimme gesenkt, wie wenn man in einer Menschenmenge über Privates sprach. Irgendjemand musste im Nebel vorbeigehen, aber zu sehen war niemand. Nur dieses Gefühl, unbestimmbar, aber es war da. „Es ist doch unmöglich, dass der an jedem einzelnen Gebäude hochwächst. Da! Da hinten hat er sogar ein Fenster eingedrückt! Früher gab es hier überhaupt keine Pflanzen. Das geht doch einfach nicht.“

„Du siehst doch, dass es geht“, wisperte Thomas zurück. Er wusste, dass es grob geklungen haben musste, aber seine eigene Unsicherheit wollte er unter keinen Umständen zeigen.

„Sieh ihn dir doch wenigstens mal genauer an!“, antwortete sie.

„Warum machst du‘s nicht selbst?“ Seine Stimme bebte merklich. Er hatte überhaupt kein Interesse daran, das Gewächs näher in Augenschein zu nehmen, es war grässlich genug, dass es

überhaupt existierte. Was sollte schon Besonderes daran sein? Es war langweilig, alltäglich und stank erbärmlich. Und es war überall. An jeder Laterne, jeder Hauswand und sogar an einigen Verkehrsschildern. Ranken krochen aus dem Pflaster hervor und darüber hinweg. Viele davon waren so lang, dass ihr Ende im Nebel verschwand.

„Jetzt glotz‘ nicht so ins Leere!“, zischte Gabi. „Du machst mir Angst. Komm, jetzt schau dir das Zeug bitte mal an!“

Tom seufzte resignierend und nickte. Sie hatte recht: Es war einfach zu sonderbar, um es zu ignorieren. Auf den ersten Blick mochten die Gewächse ja, trotz ihres schwarzen Glühens – er wusste nicht, wie so ein Leuchten überhaupt möglich sein konnte, aber dennoch war es da – wie Efeu erscheinen, doch als er genauer hinsah, fuhr er mit einem entsetzten Schrei zurück.

„Was ist?“, rief Gabi erschrocken.

„Nichts“, hauchte er und versuchte sie mit einer Handbewegung daran zu hindern, näherzukommen. „So was gibt’s gar nicht“, fügte er dann leiser hinzu, als wolle er sich selbst überzeugen. „Das gibt’s nicht.“ Erfolglos.

Die Ranken der Kletterpflanzen glichen schwarzen Adern, die halb im Mauerwerk vergra-

ben ruckartig pulsierten, als seien sie eingewachsen. Wie eine Schlange, die ihre Muskeln langsam immer enger um ihr wehrloses Opfer spannte. Die Blätter hatten zwar grob die Form von Efeu, doch waren sie halb durchsichtig und leicht violett. Ihre Stängel und Blattrippen waren dürr, sie erinnerten so gar nicht an etwas, das man bei einer Pflanze erwartete, sondern an die fragilen Gebeine eines Fledermausflügels. Tatsächlich endeten sie sogar in winzigen, blitzenden Klauen.

Thomas wusste nicht, wie ihm geschah, immer wieder flüsterte er vor sich hin, dass es so etwas nicht geben konnte. Er wusste das, er musste es nur beweisen. Langsam streckte er die Hand aus, um das Gebilde zu berühren. Er zögerte kurz, ob er nicht doch seinen Augen trauen und in Panik ausbrechen sollte. Er besann sich und wechselte zur linken Hand, man konnte nie sicher genug sein. Dann ging er in die Knie und schloss seine Finger vorsichtig um den blattlosen Stamm der Ranke. Kalt und hart, dabei an der Oberfläche bröselig, wie altes Eisen, fühlte sie sich an. Von den Bewegungen war nichts zu spüren, obwohl er sie deutlich sehen konnte.

Ein taubes Prickeln entbrannte hinter seinen Augen, bunte Flecken tanzten darin. Es war echt.

Und es war nicht normal. Er wusste, dass er gleich in Ohnmacht fallen würde, der kalte Schweiß rann ihm bereits in die Augen. Ein dumpfes Pochen, ein hohes Pfeifen in seinem Kopf, sie raubten ihm fast die Sinne. Er bemerkte kaum, wie Gabi sich über ihn beugte. Ohne zu wissen was er tat, ohne etwas dagegen tun zu können, hob er seine Hand den Blättern entgegen.

Mit einem gellenden Schmerzensschrei fuhr er zurück, rammte dabei Gabis Beine, sodass er sie mit zu Boden riss. Sie richtete sich recht schnell wieder auf, hielt sich zitternd die Arme um den Bauch geschlagen. Thomas blieb atemlos auf der Straße, die hier fast vollständig von Gras überwuchert war, sitzen. Stetig den Kopf schüttelnd, seine Hand fest an sich gepresst, murmelte er immer und immer wieder, dass er nichts gesehen habe.

„Du blutest“, stellte Gabi besorgt, aber sachlich fest, als sie sich neben ihn kniete. Doch der Schüttelfrost, der ihren Körper gepackt hatte, strafte die Stärke ihrer Worte Lügen. Sie hatte es gesehen und auch sie wusste, dass es nicht da war, weil es nicht da sein durfte. Es sah so lebendig und gleichzeitig so tot aus, ganz bestimmt nicht wie eine Pflanze. Es hatte sich in das Fleisch der Stadt gegraben – oder war daraus hervorgebrochen und

begann sie mit seinen Fängen zu umklammern. Dennoch, in all diesen unbestimmbaren, scheußlichen Gefühlen, spürten sie beide, wie die sonderbare Last der Stadt leichter zu werden schien. Auch wenn sie es nie laut ausgesprochen hätten, hatten sie schon, seit sie denken konnten, das Gefühl, dass irgendwann etwas mit der Stadt hatte geschehen müssen.

Während Gabi noch die papierdünnen Schnitte in Thomas' Hand begutachtete, wurde sie einer flüchtigen Bewegung im Augenwinkel gewahr. Hinter ihr, am fernen Ende der Straße, waberte ein großer, dunkler Fleck im Nebel.

„Tom!", keuchte sie. „Siehst du das auch?"

Statt zu antworten, schloss er seine verletzten Finger fest um ihre Hand. Der Schatten bewegte sich behäbig langsam, schwere Schritte hallten durch das Weiß um die Häuser.

„Es ist ganz nah, man müsste es schon sehen!", brachte Gabi schrill hervor.

„Nu-Nur e-ein Schatten", stotterte ihr Freund. „So viele Schritte."

Bevor Thomas seinen Satz ordnen und beenden konnte, erhob sich ein tiefes, klagendes Geräusch. Es klang nicht wie ein Ruf, sondern wie die Per-

vertierung eines lang gezogenen, menschlichen Stöhnens.

„Lauf!“, brüllte Thomas Gabi ins Gesicht und riss sie mit sich auf die Beine. Sie rannten, sahen nichts und achteten auf nichts als die vorbeihuschenden Nebelschwaden, das eilige Trappeln ihrer Füße und ihre abgehackten Atemzüge.

Sie wussten nicht, wie lange und wohin sie gelaufen waren, aber sie wurden immer langsamer und das Stechen der kalten Luft in ihren Lungen nahm zu. Im Gegensatz zu ihren Kräften schwand die Angst nur wenig. Irgendetwas war dort draußen im Nebel. Irgendetwas Unmenschliches. Keiner von ihnen wollte auch nur daran denken stehen zu bleiben, aber die Muskeln zerrten, die Kehlen brannten, ihre Körper ächzten. Plötzlich packte Gabi ihren Freund am Arm, schnellte herum und stürzte mit ihm durch eine Tür.

Nur kurz konnten sie sich dagegengestemmt aufrecht halten, dann sackten sie beide in die Knie. Ein Atemzug konnte nicht genug Luft in die wunden Lungen pumpen, jedes Schnaufen wurde Erlösung und Fegefeuer zugleich. So waren sie noch nie gelaufen.

Erst nachdem sie wieder Luft bekamen, begannen sie das halblaute Stimmengewirr um sie

herum wahrzunehmen. Bratengeruch und Zigarettenrauch mengten sich in den allfauligen Gestank. Sie sahen auf und stellten endlich fest, dass sie sich in der Garderobe einer Speisewirtschaft befanden. Durch den schwachen Dunst hindurch, eindeutig ein Ausläufer des Nebels, konnten sie sehen, dass die engen Tische des Gasthauses voll besetzt waren. Nicht wenige der Gäste starrten sie irritiert oder gar verärgert über ihr lautstarkes Eindringen an. Fast schien alles ganz normal zu sein. Ein gewöhnliches Lokal zur Mittagszeit. Nur der Nebel, das rostige Licht, welches nicht aus den Deckenlampen fiel, sondern diffus, ohne seine Quelle zu verraten, im Raum stand ... es nahm allen Farben die Kraft.

Thomas blieb an der Tür lehnen und schloss die Augen, während Gabi wortlos auf eine Bedienung zustrebte. Er hatte Kopfschmerzen, in einer Art, schlimmer als er sie jemals erlitten hatte. Das Bild einer Kuh tanzte in seinem Geist auf und ab. Die Schmerzen waren außergewöhnlich stark, doch die Pein schien von seinem Schädel aus in das Mark aller Knochen kriechen zu wollen. Spannte er seinen geschundenen Körper an, konnte er sie zurücktreiben, bis sie nur noch ein gläserner Dorn in seinem Hirn waren, doch das Brummen wurde

dadurch stärker. Dennoch wollte er sie instinktiv nicht aus seinem Kopf entkommen lassen. Er redete sich ein, dass sie vom Laufen kamen, von der Anstrengung, aber er wusste ganz genau, dass es das Licht war. Dieses bohrende Glühen, das sich direkt in seine Nerven fraß. Ebenso plötzlich, wie es gekommen war, verschwand es jedoch schon wieder.

„Entschuldigung!“, wandte sich Gabi an die Kellnerin, die zwar eindeutig kaum älter als sie selbst war, aber grau und ausgelaugt wirkte. Die Gesichter der anderen Gäste konnte sie nicht sehen, sie befürchtete fast, dass sie das Aussehen der Bedienung teilten. „Könnten Sie mir vielleicht sagen, wie ich in die Bergenstraße komme?“

Kurz flackerte gesundes Rosa über die bleichen Wangen der Angesprochenen. „Bergenstraße?“, lispelte sie freundlich. „Da sind Sie schon richtig, Sie hätten das Schild an der Ecke eigentlich sehen müssen. Gleich die nächste Straße Links. Von mir aus gesehen.“

Während die junge Frau noch sprach, fiel Gabis Blick über deren Schulter hinweg zu einem Fenster bei der Garderobe. Die Ranken waren auch hier eingedrungen. Ob der Rahmen herausgesprengt, oder die Scheiben nur gekippt waren, ließ sich aus

dieser Entfernung nicht feststellen, aber ein dichter Kranz aus buschigen Wedeln ragte rund herum in den Schankraum. Einige wenige hatten sich schon in die Wände und das Fensterbrett gegraben.

„Danke ... Und ... noch eine Frage“, begann Gabi langsam, während eine Einsicht in ihr reifte.

„Ja bitte?“

„Fällt Ihnen dort an dem Fenster etwas auf?“

„Nein“, die Bedienung schüttelte verwirrt den Kopf. „Was ist denn da? Schon wieder Schmierereien?“

„Nein, nein, schon in Ordnung“, wimmelte Gabi die Frau ab und kehrte zu Thomas an die Tür zurück.

„Sie sehen es nicht“, sagte sie tonlos.

„Ich weiß.“

Sie verließen die Wirtschaft und setzten ihren Weg fort, den Schatten im Nebel aufgrund der neuen, sonderbaren Erkenntnis fast vergessen. Schatten gab es überall, sie huschten umher, blieben träge an einer Stelle und schienen oft sogar direkt durch sie hindurch zu schweben. Aber irgendwie erschreckte es sie nicht mehr.

„Tatsächlich, es ist die richtige Straße. Dann sind wir ja gleich da“, entfuhr es Thomas erstaunt.

„Ich hoffe, bei meinem Vater ist alles in Ordnung“, fügte Gabi leise hinzu.

Doch schon nach einigen Metern war die Straße zu Ende. Sie erkannten die Häuser rechts und links von ihnen, sie konnten nicht falsch abgebogen sein, aber dies änderte nichts daran, dass eine solide Wellblechwand von einer Häuserfront zur anderen ihren Weg abschnitt. Gabi und Thomas untersuchten ungläubig die Ränder. Es sah ganz so aus, als wäre dieses Hindernis nicht einfach aufgestellt worden, sondern schon immer hier gewesen. Unverrückbar war es in den Boden und die Wände eingelassen. Während die beiden noch ratlos über das kalte Metall tasteten, ließ sie ein kratzendes Geräusch zusammenfahren.

Gabi schrie auf, als plötzlich ein Mann neben ihr stand. Sein Aussehen war gewöhnlich, ein wettergegerbtes Gesicht mittleren Alters, der Rest von ihm in dreckverschmierten Jeans, Gummistiefeln und kariertem Hemd. Doch sein lautloses Auftreten und die Tatsache, dass er halb in der Wand eines Fachwerkhauses stand, ließ die beiden vollkommen erstarren.

Noch bevor sie einen Muskel rühren konnten, fragte er mit strenger, vorwurfsvoller Stimme: „Darf ich Sie fragen, was Sie da vorhaben?“

„Wir – wir, was?“, stammelte Thomas.

„Was ist das hier?“, fiel ihm Gabi ins Wort.

Der Fremde starrte sie an, als seinen sie verrückt geworden. „Das ist mein Schweinestall, verdammt noch mal!“

Sein Arm fuhr mit ausladender Geste in Richtung des Wellblechs durch die Hauswand. „Und Sie haben hier nichts verloren. Ich will hier keine Krankheiten, hauen Sie ab!“

Die Studenten waren zu verschreckt, um an Widerspruch zu denken, und staksten davon. „Durch den Park“, brummte Thomas.

Sie kamen dort relativ schnell an, blieben aber schon nach einigen Metern erneut ratlos stehen: Keine hundert Schritte nach dem Eingang des Parks trafen sie auf ein Haus. Zuerst war es nicht besonders auffällig, zumal sie ohnehin nur die Umrisse hatten sehen können, doch als sie näherkamen, bemerkten sie, dass es quer über den Weg und mit einer Ecke im Springbrunnen stand.

Es war zweifelsfrei ein sehr schönes, herrschaftliches Exemplar eines Fachwerkhauses, mit Erkern an jeder Flanke und einem kleinen Glockenturm, der aus dem Dachfirst ragte. Jedes Fenster war mit Bleischeiben versehen, nirgends hatte man sie durch modernes Doppelglas ersetzt.

Sogar im Flaschenzug über dem Dachfenster hing noch ein Seil, was dem Ganzen den Eindruck verlieh, als hätte man dieses merkwürdige Schmuckstück direkt aus dem 17. Jahrhundert geholt und achtlos in den Park fallen lassen.

„Wa...?“, machte Tom, entschloss sich aber, doch nichts zu sagen.

An der Front führte eine Treppe aus großen Granitblöcken zu einer einfachen Holztür mit blitzenden Messingbeschlägen. Darüber prangte ein grob gepinseltes Schild, das so aussah, als habe man es ohne große Fertigkeit dort angebracht.

„Der Klan der Lüge“, las Gabi laut vor, während sie schon ein Bein auf die erste Stufe gesetzt hatte.

„Du willst da doch nicht wirklich rein?“, mahnte ihr Freund hinter ihr.

Verwirrt sah sie auf den Boden hinab, als hätte sie gar nicht bemerkt, was sie da tat. „Ich denke schon“, begann sie langsam. „Ich meine, es sieht wichtig aus, vielleicht finden wir da drin was raus.“

Thomas zuckte unsicher mit den Schultern: „Vielleicht. Gefährlich sieht es jedenfalls nicht aus – aber unheimlich.“ Er trat zurück und begutachtete, den Kopf im Nacken, die Fassade. „Da ist gar keine Gekräut dran.“

„Doch, ein bisschen was schon, aber nur sehr, sehr wenig. An der Blechwand vorhin war keines, wo du‘s gerade sagst.“

„Dann nichts wie rein!“

Die Tür war nicht verschlossen, ließ sich aber nur schwer aufdrücken. Ein Schwall staubiger, heißer Luft schlug ihnen aus dem dahinter liegenden unbeleuchteten Korridor entgegen. Brandgeruch hüllte sie ein und stach in ihren Augen. Ihre Schritte hallten auf dem Holzboden wieder, das Haus schien wie ausgestorben. Alle Türen links und rechts des Ganges ließen sich nicht bewegen, als seien sie nur ein Teil der Wandtäfelung. Schließlich standen Thomas und Gabi am Ende des Flurs, wo eine steile Treppe in gähnende Schwärze nach oben führte. Sie zögerten, doch eindeutig wälzte sich die warme, staubtrockene Luft von dort zu ihnen herab. Sogar einen fernen Lichtschimmer konnten sie ausmachen. Allen Mut zusammennehmend stiegen sie hinauf und stießen auf etwas, das sich wie eine weitere Tür anfühlte. Der Raum dahinter musste beleuchtet sein, und dumpfe Stimmen waren zu hören.

„Und wenn wir doch den Schrammhans herausstreichen und die Schlacht um drei Jahre nach hinten verlegen?“, fragte ein leise, rauchige Stimme.

„Dann bekommen wir in höchstens hundert Jahren Probleme mit der Haselstraße“, vervollständigte eine andere, ebenfalls sehr schwache und alte Stimme den Satz.

„Aber die können wir doch auch streichen.“

„Nein“, meinte ein anderer bestimmt. „Das Problem wäre ja, dass sie nicht da wäre. Wir haben uns geschworen nicht auszusuchen, wer überleben soll und wer nicht. Wie können wir da eine Straße löschen, um alles zu retten?“

„Es wäre doch ein sehr kleines Opfer …“, begann ein Vierter.

„Ruhe jetzt!“, meldete sich eine dumpfe, gebieterische Stimme zu Wort. „Es geht hier nicht um Opfer. Wir sind nicht der Herr, also bestimmen wir nicht darüber, wer lebt und wer stirbt. Wir müssen die Wahrheit einsehen, dass es nicht zu schaffen ist. Ich schlage vor, wir nehmen ein für alle Mal unseren Abschied. Bevor die Geschichte sich selbst heilt und vernarbt, verhindern wir, dass sie überhaupt verletzt wird. Wir werden die Lüge aufgeben. Meine Herren, wer ist dagegen?“ Eine Pause folgte. „Und wer ist dafür?“ Wiederum Stille. „Damit wäre es also entschieden: Wir lassen unsere Stadt wieder im Nebel der Geschichte verschwinden, wie es sein sollte.“

Gabi entfuhr ein entsetzter Schrei. Bevor sie noch wusste, was sie getan hatte, war das allgemeine Gemurmel hinter der Tür verstummt. Ein Stuhl wurde verrückt, einige Schritte folgten. Kurz darauf wurde die Tür von innen aufgestoßen.

Thomas und Gabi blickten in ein großes Zimmer, hell erleuchtet durch Dutzende von Kerzenleuchtern und angefüllt mit Bergen von vergilbtem, handbeschriebenem und eng bedrucktem Papier oder Pergament. In einem Kamin an der Stirnseite des Saales brannte stark qualmend ebenfalls dieses Material vor sich hin. Vor dem Kamin stand eine Art Konferenztisch aus schwerem Eichenholz, um den vierzehn Männer herumsaßen. Thomas entfuhr ein nervöses Kichern, als er die altmodischen Pluderärmel, Beinlinge, Wämse und Barette der Herren sah, die dort mit gequälten und abgekämpften Gesichtern über Papier und Feder kauerten. Alle sahen sie so alt und dürr aus, hatten so lange schüttere Bärte, dass man den Eindruck gewann, ihre Kleidung würde sehr gut ihrem tatsächlichen Alter entsprechen.

„Willkommen!“, grüßte der Greis an der Tür, der offenbar die Abstimmung geleitet hatte. Seine Haut spannte sich halb durchsichtig und gelblich über den knochigen, kahlen Schädel, die Augen waren

milchig und blind. Seine altertümliche Kleidung schien einmal sehr herrschaftlich, mit Samt und Pelz verbrämt, gewesen zu sein, war nun aber ausgeblichen und staubig.

„Verzeiht mir, dass ich Euch nicht hereinbitte“, fuhr der Alte fort. „Aber es ist wohl sicherer, wenn Ihr die Stadt verlasst. Ihr wart lange fort, also hat euch die Vergangenheit noch nicht eingeholt. Ich weiß nicht genau, was geschehen wird, aber Du,“, er deutete auf Gabi, „hast sicher noch eine Zukunft außerhalb der Stadt.“

„Und ... und was ist mit mir?“, wisperte Thomas erschrocken.

Der Mann schüttelte traurig den Kopf. „Lasst mich einmal kurz erklären, vielleicht hilft es Euch: Diese Stadt und alle, die aus ihr stammen, sind eine einzige Lüge, und wir sind ihre Urheber. Darum haben wir uns „Der Klan der Lüge“ genannt. Im Jahre 1633 standen die Schweden vor unserer schönen Stadt, die wir um kein Unterpfand, das sie uns versprachen, hergeben wollten. Doch es kam, wie es keiner überhaupt befürchten wollte: Sie nahmen die Stadt im Sturm, darum war es ihnen erlaubt, sie zu plündern. Das taten sie, so gut sie nur konnten, mordeten, raubten und legten schließlich Feuer. Nach drei Tagen war die Stadt

geschleift bis auf das letzte Stück der Mauer und nur wenige hatten überlebt. Darunter waren wir jedoch, die Stadtschreiber, und wir wollten es nicht hinnehmen. Jeder, der des Schreibens mächtig ist, weiß, dass das Geschehene nur das ist, was geschrieben steht, und woran man sich erinnert. Also haben wir geschrieben, wir änderten die Geschichte, bis alle, die wir liebten, wieder bei uns waren, unsere Stadt wieder stand. Doch das hielt nicht lange, denn wir hatten viele Fehler gemacht, die wir ausbessern mussten. Bald stellten wir fest, dass wir uns selbst aus der Geschichte herausnehmen mussten, um sie besser betrachten zu können. Wir schrieben und schrieben bis heute, immer neue Versuche, immer neues Scheitern, das sich oft erst nach Hunderten von Jahren zeigte. Heute, wo es erneut zusammenbricht, wie unzählige Male zuvor, wissen wir, dass es vergebens war. Wir können nicht sagen, wie lange wir hier gesessen sind, vielleicht Jahrtausende, und es ist uns nie gelungen, jede einzelne Faser der Geschichte logisch und schlüssig zu machen. Heute werden wir es beenden. Was geschehen ist, ist geschehen, auch wenn die Wahrheit noch so bitter und die Lüge noch so süß ist.“

Der Greis holte tief Luft und blickte Thomas in die Augen. „Thomas Hofmann, Deine Familie stammt von hier, aber der Keim der Wahrheit ist in Dir noch nicht gesprossen. Vielleicht hast du eine Chance. Am besten ist es, Ihr geht jetzt gleich, am besten ist es, Ihr lauft, so schnell es Euch nur möglich ist. Wir werden es nicht beenden, bevor Ihr aus der Stadt seid, aber vielleicht tut sich die Wahrheit bis dahin schon in ihrer vollen Blüte auf. Rennt! Jetzt!“ Mit diesen Worten schlug der Schreiber die Tür mit seinen tintenfleckigen Fingern zu und ließ Thomas und Gabi starr und unfähig zu denken auf dem Treppenabsatz zurück.

Sie wussten nicht, wie sie die Treppe hinunter und aus dem sonderbaren Haus gekommen waren, denn ehe sie sich versahen, liefen sie durch die vernebelten Straßen. Die Gebäude, die sie ausmachen konnten, glichen nur noch gewaltigen zinnglänzenden Hecken, in welchen hier und da bösartige, grelle, blaue Lichter wie Rasiermesser aufblitzten. Die Gassen waren von wild wucherndem Gras bedeckt. Sie rannten, wie schon zuvor in blinder Panik, ohne Ziel und ohne eine bekannte Straße wiederzuerkennen. Nur die Hoffnung, dem Albtraum zu entgehen, und der Takt ihrer Füße

teilten ihnen mit, dass sie überhaupt noch da waren.

Langsam lichtete sich der Nebel, als sie dem Stadtrand näherkamen. Kein Bauwerk war mehr zu sehen und das matschige Gras machte jeden Schritt bleiern. Schließlich war sich Gabi sicher, dass sie weit genug gelaufen waren, dass sie hinaus und in Sicherheit waren, darum blieb sie stehen. Ohne zu zögern, ließ sie sich schlaff in den Morast fallen.

„Gabi, du ...“, begann Thomas, atemlos schnaufend.

Sie hob den Kopf, um nach ihm zu sehen, doch sie konnte ihn nicht finden. Die Wiese war leer, er war verschwunden.

Sie zwang sich auf die Knie, um besser sehen zu können, doch auch nun, da der Nebel nur noch als ferne Schleier im Tal hing, war er nicht da. Nur eine Wiese, ein fernes Gehöft, ein Auenwäldchen in der Flussbiegung lagen vor ihr. Wie heißes Blei rann die Erkenntnis ihre Wirbelsäule hinab.

Er war mit allen anderen Lügen gegangen, es konnte ihn ja niemals gegeben haben. Sie wollte schreien und heulen, doch ihre Lungen gaben keinen Laut heraus. Nicht einmal den ersten Moment des Entsetzens konnte sie überwinden, als

schon der nächste schwarze Dorn der Verzweiflung in sie drang. Ihr Vater war in der Stadt gewesen, er musste also auch ...

Nein er konnte nicht auch, denn sie existierte, sie war die Wahrheit. Aber sie kannte nun die Geschichte nicht. Ihre Mutter war in der Stadt bei einem Autounfall ums Leben gekommen, doch wo war sie nun, wo war ihr Vater? Alle ihre Erinnerungen, ja ihr ganzes Leben war mit Dingen verwoben gewesen, die einmal waren, nun aber niemals wirklich existiert hatten. Lügen, alles Lügen!

Sie konnte nicht aufstehen, sie hätte auch nicht gewusst, wohin sie hätte gehen sollen. Die warme Frühlingssonne, die auch die letzten Nebelfetzen verschlang, wärmte ihr wie eine vergebens tröstende Hand den Rücken. Ihr Gesicht in das nasse Gras gepresst blieb sie vor Kälte bebend liegen.

Sechs Kugeln

Es war still und doch glaubte er zu hören, wie jeder seiner Schritte auf dem Asphalt, der nur von einer dünnen Schneeschicht bedeckt war, ein pochendes Geräusch erzeugte. Ein Klopfen, das in dem langen Korridor aus mehligem Himmel und den Wänden aus kahlem Holundergestrüpp tausendfach widerhallte. Sogar das sachte Gurgeln des Kanals neben dem Weg übertönte es. Sonst gab es nichts. Die Autobahn, mit ihrem ständig schreienden Blutfluss tat nichts zur Sache.

Er hatte den Blick fest auf seine Füße gerichtet, wenn er nach vorne sah, machte es ihn nur unsicher. Kleine Schneebröckchen fielen bei jedem Schritt von seinen Schuhspitzen und landeten einige Zentimeter, bevor er seinen Fuß erneut absetzte, vor ihm. Immer und immer wieder, mit jeder Sekunde, die er seinen Weg fortsetzte, waren sie ihm schon einen Schritt voraus. Er wusste, dass es lächerlich war, er wusste, dass es darum nicht ging, aber allein die Symbolkraft, die diese harmlosen Eiskristalle ausstrahlten, machte ihn zornig. Darum hob er den Kopf wieder und schaute auf das im Dunst verborgene Ende des Weges. Es war nicht

sein Ziel, er musste vorher abbiegen, aber es war ein guter Punkt, um sich festhalten zu können.

Er biss sich auf den Zeigefinger und zog die linke Hand aus dem Handschuh. Flüchtig sah er auf die Uhr – fünf vor zwölf – dann tastete er prüfend über die Tasche seines Anoraks. Der harte, unförmige Gegenstand, der in seiner Handfläche lag, gab ihm für einige Minuten neue Sicherheit, bis ihm milde Kälte in die Finger schnitt und er sie wieder verbergen musste.

Es war viel zu hell. Es hätte Nacht sein sollen, und es war ein Weg, auf dem es keine Straßenlaternen gab. Der Schnee hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht – jene lange erwartete, weiße Pracht, die so kurz nach Weihnachten endlich eingetroffen war. Sie warf das kränkliche, orange Licht der Natriumdampflampen, die in der nahen Stadt die Straßen säumten, zurück in die Luft, als wollte sie ihm Sand in die Augen streuen.

Endlich zweigte der schmalere, aber ebenfalls geteerte Fahrradweg in das offene Feld ab. Genau bis zur Mitte wollte er noch gehen, bis sich der Strommast und die alte Eiche bei dem Schuppen hinter der Brücke überschnitten. Von da aus konnte man die Stadt und das Dorf, welches er nun, den Berg hinauf, vor sich hatte, gut einsehen.

Immerhin, er wollte keine zusätzlichen Unannehmlichkeiten verursachen, die ein Ort näher oder weiter weg von einer Siedlung für sich gehabt hätte. Natürlich, eigentlich hätte es ihn überhaupt nicht zu kümmern brauchen, aber schließlich konnte sich doch jeder um nichts scheren, weshalb es irgendjemand doch tun musste. Manche kümmerten sich eben bei so einem Schritt mehr um sich selbst als um andere. Er war der Meinung, wenn man das Egoistischste tat, was man überhaupt tun konnte, dann sollte man es seiner Umwelt so leicht wie möglich machen. Er hatte für alles gesorgt:

Er hatte nicht geredet, sich hoffentlich auch nichts anmerken lassen. Er hatte alle ausstehenden Rechnungen beglichen, sogar die GEZ nachgezahlt, den Kühlschrank geleert, enteist und abgestellt, schließlich auch die Wohnung geputzt, alles Alte entsorgt und alles Brauchbare in Umzugskartons verpackt.

Er zog, erneut mit den Zähnen, beide Handschuhe aus und steckte sie in die rechte Jackentasche. Ebenso feierlich nahm er die Mütze vom Kopf. Dann öffnete er den Reißverschluss der linken Tasche und ließ die Hand hinein gleiten. Mit einem entspannten Seufzen schloss er seine Finger um den Griff und zog den kleinen Revolver hervor.

Es war nicht leicht gewesen, an so etwas zu kommen. Es verstand sich ja von selbst, dass es legal hatte sein müssen, schließlich wusste er nicht, wie genau die Rechtslage sein würde, wenn etwas schief laufen sollte.

Ja, genau, auch wenn etwas nicht ganz funktionieren sollte, war der Platz hier sehr gut gewählt. Er blickte hinauf zum Dorf, dann zur Stadt hinter sich und schließlich über die fernen Äcker, die sich zu seinen beiden Seiten erstreckten. Weit genug, wenn er nur leicht fehlte und nah genug, wenn es ganz schlimm werden sollte.

Ein sanfter Wind kam auf, ein Rascheln kroch träge durch die Holunderäste unten am Hang, am Kanal vor der Stadt. Eigentlich war alles gar nicht schlecht, dachte er. Finanziell lief alles gut, er hätte sich mehr leisten können, als er bisher immer getan hatte. Er wusste selbst nicht, worauf er sparte. Auch der Familie ging es gut. Sein Freundeskreis, auch wenn er ihn als „oszillierend“ zu bezeichnen pflegte, taugte für geistreiche Gespräche ebenso wie für Erholung. Die Arbeit war einfach nur stinklangweilig. Nicht mehr und nicht weniger, also keine Katastrophe – doch! Sie war so langweilig und er empfand sie als so sinnlos, dass es ihm

jeden Tag aufs Neue davor graute. Sie trug also einen Teil dazu bei, das musste er nun zugeben.

Die Liebe. Davon gab es keine. Hatte es nie gegeben. Jedenfalls keine, die zu irgendwas geführt oder jemals ausgesprochen worden wäre. Obwohl er es gewollt hatte, hatte er kaum einen richtigen Versuch dazu gemacht. Es schien ihm so unendlich kompliziert und unergründlich, dass er dahinter immer eine Art Magie vermutet hatte, die man entweder auf Anhieb verstand oder niemals in ihren Genuss kam. Mit jedem Jahr, das verstrich, wurde er sich in dem Gedanken sicherer, dass es eigentlich für ihn keine Hoffnung auf Liebe gab. Es war seine eigene Schuld, er konnte es einfach nicht und wenn er sich noch so nach einem Mädchen verzehrte. Der Gedanke an so etwas wurde mit der Zeit so großartig, so göttlich, dass er sich nicht mehr würdig fühlte, überhaupt noch einen Schritt zu tun.

Nun war es eben so weit. Schlecht war es sicher nicht. Er hatte alles noch einmal nachgeschlagen, sich aber gerade noch zurückhalten können, einen Zettel mit Stichpunkten mitzubringen. Auch den bereits fein säuberlich auf teurem Papier abgefassten Abschiedsbrief hatte er im letzten Moment

doch noch verbrannt. So etwas war einfach nicht nötig.

Mit einem weiteren entspannten Seufzer schloss er beide Hände um den Revolver und ließ die Trommel herausschnappen, um eine letzte Kontrolle durchzuführen.

Alle sechs Kammern waren leer.

Er knickte mit dem Knien ein, als hätte er einen Schlag in die Magengrube bekommen, konnte sich aber noch fangen, bevor er auf den Boden krachte. Ein übles Drücken in seiner Kehle, ein bodenloses, kraftloses Gefühl im Magen und in allen Gliedern drohte ihm, dass er sich gleich übergeben würde. Sein Kiefer hing schlaff herunter.

Welcher Teufel hatte die Kugeln herausgenommen? Alle sechs! Wahrscheinlich lagen sie fein säuberlich in einer Reihe zu Hause auf einem der Kartons und warteten darauf, in die Kammern geschoben zu werden. Wie konnte er nur so dumm sein? Wie immer! Wie immer und an jedem einzelnen Tag machte er nie etwas falsch – nur dann, wenn es um ihn selbst ging, dann lief es nicht.

Mit einem Schrei schleuderte er die Waffe in hohem Bogen von sich. Im selben Moment sprang er hinterher, über den verschneiten Acker, und versuchte panisch auszumachen, wo sie aufge-

schlagen war. Seine Hände wühlten wie wild zwischen Schnee und hart gefrorenem Lehmboden. Er zerkratzte sich die Finger, ein Nagel riss ganz ab. Er heulte, er fluchte und grub immer weiter.

Nach einigen Stunden entfernte er sich einige Meter auf dem Weg, als wollte er nach Hause zurückkehren, doch er kam nicht weit und rannte wieder auf das Feld.

Dieses Spiel wiederholte sich einige Male, bis er schließlich – der Morgen graute bereits fahl – endgültig geschlagen nach Hause zurückkehrte.

Ekelhaftes Paradies

Als überall die Bomben zu fallen begannen, war er schon lange weg gewesen. Nun, ganz richtig ist diese Aussage nicht.

Zwar war er schon lange weg gewesen, als es zu knallen begonnen hatte, aber bei Bomben vom „Fallen“ zu sprechen halte ich persönlich für etwas unzeitgemäß. Sie schlagen vielmehr ein, sie gehen in die Luft, sie werden verschossen, platziert, ausgelöst und in besonders umstrittenen Fällen gestreut, wenn auch nicht in dieser Reihenfolge. Aber weg war er gewesen, als es losgegangen war, denn schon im ersten politischen Säbelrasseln hatte er die Zeichen für einen neuen großen Krieg erkannt, während andere noch von unterkühlter Diplomatie gesprochen hatten.

Die Gründe für alles waren ebenso banal wie verworren. Anfangs ging es noch um Interessen, dann um Handel, vielleicht einmal um Öl, aber die meiste Zeit ging es einfach nur um den Erhalt und den Gewinn von Sicherheit sowie die Verbesserung des unabänderlichen Status quo in dieser unserer Welt. Sicherheit hatte ihm Angst gemacht, sie hatte ihn aus seinem Sessel gescheucht, aus seinem

Haus und schließlich aus der Welt. Es hatte lange gedauert ein Fleckchen Erde zu finden, das nicht in das globale Handgemenge verstrickt war und nicht mit irgendwelchen Bomben oder kosmischen Todesstrahlen irgendwem aus irgendeinem Grund drohte.

Keinen Moment zu früh hatte er seine Frau gepackt und war verschwunden. Einen Tag später schickte ein großer flacher Staat eine Friedenstruppe in einen kleinen Bergigen, wie es schon Tausende Male in den Jahren zuvor geschehen war. Tausende Male war nichts weiter geschehen, als dass sich ein paar Leute beschwerten, doch dieses Mal stach der große Staat in ein Wespennest. Den Rest hatte er nicht mehr verstanden und glaubte, dass es auch nur in der Retrospektive, beim Durchgehen der verkohlten Archive der freien Welt, jemals möglich sein würde.

Nun war er fast schon eine Woche hier, an jenem Ort, der das Paradies hätte sein können. Auf die eiserne Balkonbrüstung gestützt, blickte er im gelblichen Schein der einsamen Glühbirne im Zimmer hinaus auf die Szenerie. Ein Atemberaubendes, ja unnatürliches Bild.

Der silberne Mond stand inmitten von blauen Wolkenfetzen am pulverig leuchtenden Himmel.

Eine Bahn aus Quecksilber zog sich auf den Wellen vom Horizont bis an den aschfahlen Strand, keine fünfhundert Meter von hier, hinter dem rauschenden Palmenhain.

Er atmete tief ein. Es hätte das Paradies sein können. Aber die Luft erinnerte an das, was wirklich war, und prägte es in die Lunge als glühendes Brandeisen. Der Gestank von schwelendem Gummi, Diesel und Urin dümpelte in der unbewegten Nachthitze wie in einem See aus Wachs. Kam ein zarter Hauch auf, so trug er, ohne abzukühlen, das Geschrei der belebten Straße, das Dröhnen defekter Auspuffrohre und das Bellen eines getretenen Hundes zu ihm herüber.

Seine Hände waren verschwitzt, der Griff um die Eisenstange des halbrunden, verschnörkelten Gitters körnig vom abbröckelnden Rost. Ekelhaftes Gefühl. Er ließ los, doch ihm war schwindlig, er hatte fast Angst nach vorne zu kippen, über die Brüstung, und dann zwei Stockwerke tiefer im Hinterhof zu landen, von woher die scheußlichen, hohlen Dämpfe der Mülltonnen aufstiegen.

Ungeschickt stolperte er zurück in das gelbe Licht des Zimmers und schloss die Holzläden vor dem Balkon. Hier drinnen war es kaum merklich kühler, es roch feucht und dunkel wie in einer

Höhle. Die kanarienfarbenen Tapeten stockten in den Ecken, wellten sich und hingen mancherorts schon weit herab. Der Holzfußboden war ebenso wie der Schrank und der Tisch durch die tropische Feuchtigkeit verzogen. Ein ungesundes Klima.

Verena lag in die schmutzigen Laken gewickelt auf dem Messingbett, nur ihre strähnigen blonden Haare waren überhaupt zu sehen. Sie schlief wohl endlich. Langsam tastete er sich durch die verstreuten Kleidungsstücke, die aus dem Lederkoffer quollen, und kniete sich neben ihre verhüllte Gestalt. Als er die Hand auf ihre Schulter – oder das, was er dafür hielt – legte, ergriff ihn ein Beben, das aus ihrem erhitzten Körper dringen musste. Das Fieber war nicht abgeklungen, vielleicht schlimmer geworden. Er wollte es nicht wissen. Er wagte nicht, noch einmal ihre Stirn zu berühren, war er doch das letzte Mal zurückgezuckt, als hätte er in flüssiges Zinn gegriffen.

Es half nichts, er würde noch einmal hinaus müssen. Zumindest nach unten, um nach dem Arzt zu fragen. Seine Knochen knackten, als er sich aufrichtete. Er verließ das Zimmer, tastete sich durch den unbeleuchteten Gang und die krumme Treppe hinunter.

Auch im Foyer brannte kein Licht, aber dies war gut, denn es schmerzte ihn mehr als der bröckelnde Stuck in ihrem Zimmer, diese verfallene Größe kolonialer Architektur zu sehen. Dennoch, die Rezeption war verlassen, der unsensibel in das wertvolle Holz gezimmerte, bei Licht betrachtet minzgrüne Rollladen war fest verschlossen. Die breite Flügeltür des Hotels war nur angelehnt, sodass er dem Lichtstreifen nach draußen auf die Straße folgen konnte.

Diese Stadt, sofern man sie so nennen konnte, schlief wirklich niemals. Die lang gezogene Dreckpiste, die als Hauptstraße diente, wimmelte von Leben. Rostig dröhnende Kleintransporter drängten sich hupend zwischen schwer beladenen Eselskarren und Lastenträgern hindurch. Es gab keine Gehsteige entlang der Reihen von ungleich hohen Gebäuden, von welchen die meisten mit Leuchtreklamen auf Kneipen- und Bordellbetrieb hinwiesen. Die mehrstöckigen Bauten hatten trotz ihrer Verdrecktheit, ihren abblätternden weiß getünchten Fassaden und rußumrandeten, gekalkten Fenstern eine Aura der Ehrwürdigkeit bewahrt. Man sah ihnen die Last der Jahrhunderte, die sie seit der von manchen als glorreich gefeierten Ko-

lonialzeit angehäuft hatten, in jeder Ritze und jedem abbröckelnden Schnörkel an.

Die Fehlstellen dazwischen machten den Eindruck, als seinen dort lediglich die alten Gebäude mangels Pflege zusammengebrochen und der Boden schlampig planiert worden, um Platz für eine Seitengasse zu schaffen. In diesen Winkeln, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite tiefer in das dampfende Dickicht dieses Termitenstocks führten, drängten sich Bretterverschläge und niedrige Betonbunker, deren staubige Auslagen in ihren mit Gittern versehenen Fenstern sie als eine Art Kiosk oder Gemischtwarenladen auswiesen.

Noch zehrten er und Verena von ihren aus der Hauptstadt mitgebrachten Vorräten, darum hatte er sich noch nicht überwinden brauchen, eines dieser Geschäfte zu betreten. Aber jetzt schimmelte das meiste dieser Vorräte bereits. Die übersichtliche Linearität der Hauptstraße war seine einzige Sicherheit geblieben: Links von ihm führte ihr Ende in den undurchdringlichen Regenwald, rechts eröffnete sie sich über einen Kilometer mit nur sachten Biegungen zu einer ehemals weißen Basilika, deren Westwerk zur Hälfte auf den Vorplatz gestürzt war. Auch sie machte ihm Angst. Irgendwo dort oben, wo der verbliebene Kirchturm wie eine

gebrochene Rippe durch die Neonlichter schimmerte, musste die Mission mit ihrer Krankenstation sein.

Irgendetwas in seinen Knochen hielt ihn davor zurück, den ersten Schritt zu tun. Er wusste, dass er keine andere Wahl hatte, als dort oben um Hilfe zu bitten. Er war nicht müde, die stickige Hitze der Nacht und die nagende Sorge um Verena hatten jeglichen Gedanken an Schlaf aus seinem Gehirn vertrieben. Aber irgendwie war er so träge, antriebslos. Mit jedem Tag, den sie schweißüberströmt im Bett verbracht hatte, war er langsamer geworden. Es hatte ihn mehr und mehr Überwindung gekostet, nach dem Arzt zu schicken.

Endlich setzte er einen Fuß vor den anderen. Der Matsch gluckerte unter seinen Schuhen, während er sich an den schwer bepackten Passanten vorbeischob, die ihre Schulterkörbe mit Alkohol und Zigaretten in die gierigen Schlünde der Etablissements stopfen wollten. Immer wieder schlug ihm der abstoßende Atem aus den geöffneten Türen entgegen. Rum, Tabakrauch, Schweiß und Erbrochenes wälzten sich in sirupartigen Luftmassen hinaus auf die Straße.

Eigentlich hatte es doch gar keinen Zweck bis dort oben zu laufen. So langsam, wie er hier vorankam, würde es eine Stunde oder länger dauern, bis er mit dem Arzt zurückkäme. Die Tür zum Zimmer hatte er nicht abgeschlossen. Er besaß auch gar keinen Schlüssel. Bisher war dies auch nicht nötig gewesen, denn er war nie weiter weg als bei der Rezeption gewesen. Er hatte sich nicht von ihr entfernen wollen, hatte auf dem Boden geschlafen, da sie ihn in ihren krankhaften Fantasien auf dem Bett nicht duldete. Man wusste ja nie, wer in diesen Nächten durch das Hotel schlich.

Nein, er musste zurück. Vielleicht gab es in einer der Kneipen ein Telefon. Wieso war er nicht schon eher darauf gekommen? Schnell wandte er sich dem nächsten Gebäude mit roter Leuchtreklame zu und trat ohne zu zögern ein.

Rauch raubte ihm sofort die Sicht und das dumpfe Hämmern der Musik betäubte seine restlichen Sinne. Der Geruch war das Einzige, was er noch aufnehmen konnte: Ein süßlich-klebriges, künstliches Aroma hing im lärmenden Raum, rot zuckend flackerte das Licht von einer Bühne, auf welcher sich weibliche Gestalten wanden, rekelten und um eine Stange drehten. Schweiß perlte auf bronzener Haut, Tropfen wurden wie im Rausch

von rabenschwarzem Haar in die tobende, nach Bier stinkende Menge geschleudert. Weiße Zähne blitzten zwischen vollen, rot geschminkten Lippen in gierigem Lächeln auf, bis sie einen Liedschlag später wieder im wilden Tanz verschwanden.

Widerwillig riss er sich los und bahnte sich einen Weg zur Bar, die im Gegensatz zum Raum um die lang gezogene Bühne fast frei von Gästen war. Er nahm sich nicht die Zeit, auf einen Barhocker zu klettern, sondern lehnte sich über den fleckigen Tresen und rief den Barkeeper heran.

Es handelte sich um einen dürren Mann mit Glatze und schütterem Schnurrbart in kariertem Hemd. Er war so dünn, dass seine Augen grau unterlegt, die Wangen eingefallen waren, und sein Brustbein durch die geöffneten Knöpfe des Kragens hervortrat. Wäre er zu Hause gewesen, hätte er diesen Mann mit der gelblichen Haut unweigerlich als Aidskranken abgestempelt, aber hier gab es sicher Dutzende von Krankheiten aus dem Dschungel, die ein ähnliches Bild hervorrufen konnten.

Sein Spanisch war gut, wenigstens darum brauchte er sich keine Sorgen zu machen.

„Könnte ich bei Ihnen telefonieren? Ich brauche dringend einen Arzt“, rief er über den Lärm der Musik hinweg.

„Nur für zahlende Gäste“, krächzte der Mann hinter der Bar schwach, er hatte Mühe, ihn zu verstehen.

„Aber ich bezahle den Anruf natürlich.“

„Können Sie“, schnaufte der Barmann. „Trotzdem sind hier zwei Getränke Minimum.“

„Sie können doch nicht …“, begann er zu schreien. „Hören Sie, es geht um Leben und Tod!“

„Dann hilf Ihnen der Arzt hier auch nichts. Der hat noch niemandem geholfen. Also was kann ich Ihnen bringen?“

„Ein Telefon, schnell!“ beharrte er.

„Sie können auch wieder verschwinden, irgendjemand in der Straße wird Sie vielleicht ohne Bestellung telefonieren lassen. Ihre Entscheidung.“

„Also gut, bringen sie mir zwei Wasser.“

„Hah!“, der Dürre hustete trocken. „Haben wir nicht.“

„Dann Bier.“

„Ist aus.“

„Rum!“

„Schon besser. So verstehen wir uns.“ Der Barkeeper nickte und hielt die Hand auf. „800 Pesos.“

Er zahlte, woraufhin er zwei Wassergläser randvoll mit Rum vor sich auf den Tresen gestellt bekam, dann verschwand der Wirt im Hinterzimmer.

Er blickte fassungslos auf die Gläser. 800 Pesos! Wie sollte er nur den Arzt bezahlen? Er musste noch etwas Geld unter der Schuhsole haben und seine Uhr war auch noch da. Unsicher legte er die Finger um die warme, feuchte Glätte eines der Gläser. Eigentlich war ein kräftiger Schluck genau das, was er jetzt brauchen konnte, sonst würde er den Rückweg wahrscheinlich gar nicht mehr schaffen. Ein kräftiger Schluck würde ihn wieder auf die Beine bringen.

Er nippte ein wenig. Der Rum war brennend, chemisch und hatte eigentlich überhaupt keinen Geschmack. Ein beißender Geruch nach Nagellackentferner breitete sich in seiner Stirn aus. Er trank erneut, nahm diesmal einen ganzen Mundvoll und schluckte die feurige Flüssigkeit.

Als sich der Schmerz wieder gelegt hatte, merkte er mit einem erlösenden Seufzer, wie sich seine trägen Gedanken lockerten. Sein Geist klärte sich

in dem Wissen auf, dass er nun genug Willenskraft haben würde, um wenigstens bis zur Mission zu laufen, wenn man ihm schon den Anruf verwehrte.

Als er sich entspannt mit beiden Ellenbogen auf den Tresen stütze, bemerkte er, dass ein verkratztes Mobiltelefon vor ihm lag.

„Fass dich aber kurz!“, rief der Barkeeper.

Endlich. Jetzt konnte er Hilfe holen. Jetzt gab es kein Problem mehr. Er nahm einen weiteren Schluck, um genug Mut zusammenzunehmen. Er würde den Arzt anrufen und ihm dieses Mal die Meinung sagen, er würde ihn nicht eher gehen lassen, bevor er Verena die richtigen Medikamente gegeben hatte. Das letzte Mal hatte er sich verweigert, hatte behauptet er würde sie nur in der Hauptstadt, und auch da nur auf dem Schwarzmarkt bekommen, aber das konnte nicht stimmen. Schließlich war er hier nicht in der Dritten Welt. Aus gutem Grund! In der Dritten Welt herrschte Krieg, überall. Nur einige wenige, sehr besonnene Staaten, wie dieser hier, hatten es geschafft, dem großen, klebrigen Strang aus Lügen, Ränken, Gott und Geld zu entkommen.

Also, das musste doch bedeuten, dass man es hier verstand, mit der Politik und damit auch dem Volk umzugehen. Wieso sollte es dann aber keine

Medikamente geben? Dieser Arzt konnte nichts weiter als ein Gauner, ein Quacksalber und ein Betrüger sein, der nichts als an sein Geld wollte.

Weiß Gott, womöglich hatte er sie sogar vergiftet! Nein, nein, das ging zu weit, auch wenn man sich in diesem zurückgebliebenen Land alles vorstellen konnte. Zwei Getränke und ein Telefonanruf – den er womöglich noch zusätzlich bezahlen musste – für 800 Pesos. Es war einfach nicht zu glauben. Und nun sollte er diesem verdammten Hexendoktor noch einmal sein sauer verdientes Geld in den Rachen werfen! Nein, da musste schon noch viel mehr passieren.

„Noch einen!“, rief er dem Barkeeper zu.

Er leerte das neue Glas in einem Zug, als er aus dem Augenwinkel sah, wie sich eine Frau auf dem Barhocker neben ihm niederließ. Er wagte nicht recht, sich zu ihr umzudrehen, doch musterte er sie, so gut er konnte. Sie trug eine sehr kurz abgeschnittene Jeanshose, die kaum noch als Kleidungsstück zu erkennen war, während sich ein nasses, weißes Shirt ärmellos über ihre großen Brüste spannte. Schuhe trug sie keine, das flackernde Rotlicht tanzte auf ihren Beinen auf und ab, auf ihrem Bauchnaben und dem Hals. Die bronzene Haut ... Die bronzene Haut?

Er drehte sich ruckartig um. Sie war es. Die blitzenden Zähne ihres Lächelns, die üppigen roten Lippen, das schwarze Haar, das wie Pech in ihrem wilden, hübschen Gesicht klebte.

Sie sah ihn an. Ihre Augen ... die Glut eines Achats in blendendem Weiß, die Augen einer Leopardin, einer geschmeidigen lüsternen Katze.

Wie im Traum rückte er näher zu ihr heran, er musste die Hitze ihres Körpers spüren. Sie ließ ihn gewähren, bis er ganz dicht bei ihr war und den stechenden Geruch ihres Schweißes auf seiner Zunge schmeckte. Er musste sie fragen ...

„Wie viel?“, hauchte er ihr zu.

„800 Pesos“, lispelte sie herausfordernd.

„In Ordnung.“

Mit einem Kichern sprang sie auf, packte ihn an der Hand, und sie verschwanden im Dunst der Kneipe.

Unordnung und Vergessen

Der metallene Werkzeugkasten schlug immer wieder gegen die Treppenstufen und brach dabei kleine Ecken aus deren Zement, die hinter den beiden Männern ins Treppenhaus hinabsprangen. Der Jüngere der beiden – sofern das bei ihrem fortgeschrittenen Alter überhaupt noch eine Rolle spielte –, der den schweren Kasten hinter sich herzog, fluchte ohne Unterlass und versuchte vergeblich, asthmatisch schnaubend, ihn höher zu heben, doch die Kraft fehlte ihm. Als die Alten den nächsten Treppenabsatz, von welchem aus eine Sicherheitsglastür zu einem Korridor hinausführte, erreicht hatten und verschnauften, setzte der eine seinen Werkzeugkasten ab und rückte seinen Blaumann zurecht. Er fluchte wieder ausgiebig, wurde jedoch schließlich ruhiger.

„Wissen Sie,“, begann er durch die Zähne und zwischen zwei Atemzüge gepresst, „auf diese Wohnung hätten Sie doch eigentlich verzichten können. Steht doch eh alles leer, da will doch keiner in eine, in der‘s nach ’ner Leiche stinkt. Wenn überhaupt!“

Sein Gegenüber, ein sichtlich alter, kleiner, stämmiger Mann, welcher genau wusste, wie recht er hatte, brummte nur etwas Unverständliches und schob sich durch die Tür zum Korridor. Der Andere seufzte noch und folgte ihm mit einiger Verzögerung.

Der Korridor, welchen sie nun entlang schritten, machte bereits auf den ersten Blick einen sehr jämmerlichen Eindruck: Die mattgelben Wände waren mit verwaschenen Filzstiftgraffitis beschmiert, der Fußbodenbelag fehlte, sodass der fleckige Estrich, auf welchem sich kleine Wasserpfützen gesammelt hatten, darunter frei lag, die Türen zu beiden Seiten waren ebenso verzogen wie ausgeblichen. Nur fahles, orangefarbenes Licht drang durch die gesplitterten Fenster an beiden Enden des Ganges und von dem beleuchteten Notausgangschild an der gestockten Decke.

Endlich blieben die beiden vor einer Tür stehen, wobei der Handwerker in seinem Blau wie ein Eindringling wirkte, während sich sein Begleiter – farblos, unauffällig und gebeugt wie er war – in die graue Szenerie einfügte.

„Na, dann sehn wir uns das Mal an“, dröhnte die Stimme des Einen durch den Gang, als er versuchsweise an der Tür rüttelte, welche sich als

verschlossen herausstellte. Mit einem Ächzen kniete er sich dann in eine Pfütze, um das Schloss mit einem fachmännischen Blick zu begutachten.

„Hm“, meinte er, öffnete seinen Werkzeugkoffer und förderte nacheinander mehrere, für den unauffälligen Mann völlig gleich aussehende Stahldrahtstücke zutage, mit welchen er sich am Schloss zu schaffen machte.

Nach einigen Minuten dauerhaften Klickens legte er die Drähte zurück, nickte zufrieden und erhob sich. „Das wär‘s.“

Er drückte die Klinke, doch erst nach heftigem Dagegenstemmen bewegte sich die Tür überhaupt und gab den Blick auf das dahinterliegende Chaos frei.

„Uh!“, entfuhr es dem Schlosser. „Da kommt ja ein hartes Stück Arbeit auf Sie zu. Vielleicht rufen Sie da jemanden, der das für sie macht.“

Der Andere versuchte erfolglos, über die breiten Schultern des größeren Handwerkers durch die Tür zu blicken. „Ich geh dann mal. Die Rechnung schick ich Ihnen dann. Wiedersehen.“ Mit diesen Worten schlurfte er samt seinem Kasten in Richtung Treppenhaus und gab so den Blick in die Wohnung frei.

Der Hausmeister trat näher und wurde sogleich von einer Wolke süßlich-fauligen Geruchs empfangen, welche sich aus dem vor ihm auftuenden Chaos entwand. Die Polizei hatte nicht gelüftet. Und auch sonst nichts verändert, aber den Schlüssel hatten sie behalten.

Eine Hand auf Mund und Nase gepresst durchquerte der Mann, so schnell es auf diesem unebenen Terrain ging, das Zimmer und machte sich am Fenster zu schaffen. Bald schon musste er feststellen, dass es sich nicht öffnen ließ. Als er den Griff genauer betrachtete, bemerkte er, dass er von einer dicken Rostschicht bedeckt war, die beinahe so aussah, als wäre sie vor nicht all zu langer Zeit einmal flüssig gewesen.

Würgend von dem abstoßenden Geruch, verließ er das Zimmer wieder und beschloss, die Tür offen stehen zu lassen, um morgen wiederkommen zu können. Wenigstens brauchte er sich keine Sorgen um irgendwelche Mieter auf dieser Etage zu machen, die sich hätten beschweren können.

Am nächsten Tag machte sich der Hausmeister schon früh – bepackt mit Putzeimer, Lappen, Bürste, Wischmob und Mülltüten – zu der verwüsteten Wohnung auf. Da sich der Geruch eini-

germaßen verzogen zu haben schien, stellte er seine Sachen ab und trat über die Schwelle in den Vorraum, um einen genaueren Blick auf die Angelegenheit zu werfen.

Das kleine Vorzimmer hatte zwei Türen, von denen die rechte zum Wohnzimmer, die linke zum Schlafzimmer öffnete. Nach vorne ging es nahtlos in die kleine Küche über, deren Fenster er gestern zu öffnen versucht hatte. Soweit jedenfalls die Theorie der Raumgestaltung. In der Praxis jedoch waren die Türen kaum noch von den Wänden zu unterscheiden, zumal sie mit einer Flut von Zetteln, Zeitungsausschnitten, Fotos und anderen Papieren behängt waren, allesamt schimmelig, verschmiert und mit einer rötlich braun schimmernden, feuchten Substanz bedeckt. Der Boden war mehr als knöcheltief mit leeren Flaschen, Bierdosen und sonstigem nicht weiter zu definierendem Müll angefüllt, welcher sich ebenso – in Form von Tüten und Essensverpackungen – auf den Ablagen der Küche stapelte. Auch auf diesen vor sich hinmodernden Müllbergen breitete sich eine rote Schicht aus.

Der Hausmeister seufzte bedrückt, als er sich feste Spülhandschuhe überstreifte und versuchsweise am Wandbelag kratzte. Mit einem Schmatzen

lösten sich einige der Zettel und fielen als zusammengebackenes Brett, feucht klatschend, in den Müll. Ein Stück halb verwester Raufasertapete lag nun dahinter frei. Der Alte betrachtete das Stück des Belags auf seinem Handschuh. Es war leicht faserig und hatte Ähnlichkeit mit etwas Organischem, Moos vielleicht oder eher eine Alge. Ja, eine Alge musste es sein, bei der Feuchtigkeit in dieser Wohnung wäre dies kein Wunder gewesen.

Er wischte den Schleim an seiner Hose ab und hob das verklebte Papier, welches er abgerissen hatte, auf. Es stellte sich als viel zu zersetzt und nass heraus, um gelesen werden zu können, also warf er es in seinen Eimer.

Nach kurzem Überlegen verließ er das Zimmer wieder und kam mit einem großen Karton und einer Schneeschaufel zurück. Damit begann er nun, den auf dem Boden liegenden Müll Schaufel um Schaufel zu entsorgen, ohne genauer darauf zu achten, was sich darin befand. Es dauerte nicht besonders lange, bis er dieses Zimmer einigermaßen gesäubert hatte, doch fiel ihm ein, dass es besser wäre, die hinteren Räume zu säubern, bevor er zu einer Feinreinigung überging.

Als er nach links die Tür zum Schlafzimmer öffnete, donnerte ihm erneut eine Wand aus sti-

ckiger, stinkender Luft entgegen. Eine Masse fetter Fliegen surrte um seinen Kopf. Er schlug sich gegen die Stirn bei dem Gedanken, dass er vergessen hatte, hier zu lüften. Nun musste es so gehen, auch wenn es hier noch schlimmer aussah. Die Tür zum Bad stand gottlob offen und die Polizei hatte das Badewasser abgelassen. Die Toiletten im ganzen Gebäude waren grün gefliest, doch hier schimmerten alle sichtbaren Stellen in fluoreszierendem Rot. Leere Deodorantflaschen, Zahnpastatuben und unfassbare Mengen von Medikamentenschachteln lagen überall, der Duschvorhang war heruntergerissen.

Kurz warf der Hausmeister einen Blick zurück ins Schlafzimmer, doch die aufgequollenen, mürben Möbel und die zu einer schleimigen Masse verrottete Bettdecke, die auf dem Fußboden lag, nahmen ihm jegliche Lust, dort aufzuräumen. Daher beschloss er, erst das Bad gründlich zu säubern. Sogleich begann er wie schon zuvor den Müll hinauszuschaufeln, wobei er seinen letzten Müllsack verbrauchte und so auch den Pappkarton verwenden musste. Den schlammartigen Schmutz vom Boden aufzuwischen bereitete ihm viel Mühe: Ständig musste er den Mob absetzten, um etwas aus den Fugen zu kratzen. Der Schweiß rann ihm

von der Stirn und immer wieder setzte sich eine der dicken Fleischfliegen auf dieselbe Stelle auf seiner rechten Wange. Er hätte sie gerne verscheucht, doch wusste er, wie aussichtslos dieses Unterfangen gewesen wäre. Seine Arme waren bis zu den Ellenbogen beschmiert, sein Hemd ruiniert. Den Einrichtungen wie Toilette, Badewanne und Waschbecken wurde er nur Herr, indem er alles großräumig mit Essigreiniger unter Wasser setzte.

Als er mit den Wänden beginnen wollte, bemerkte er, dass unter der Dreckkruste des Spiegels etwas mit Weiß – vermutlich mit Zahnpasta – geschrieben stand. Er nahm den Lappen zur Hand und wischte vorsichtig die obere Schicht um die Buchstaben herum fort, bis eine krakelige Handschrift lesbar wurde:

„Sterben soll das Stinktier! Der Fuchs muss fallen! Die Herrschaft der Hyäne erwache!“

Über diesen offensichtlichen Unsinn musste der Hausmeister kurz schmunzeln, zuckte dann aber mit den Schultern und wischte es weg. Ein seltsamer Mensch musste dieser Mieter gewesen sein, da gab es keinen Zweifel, schon allein wegen des Zustandes der Wohnung. Aber sonst war er doch recht unauffällig gewesen, wenn man so an ihn zurückdachte ... Nein, war er das überhaupt ge-

wesen? Meinte er nicht doch den jungen Mann aus dem zweiten Stock? Sicher war er sich nicht, denn er glaubte nun, sich überhaupt nicht mehr an diesen Bewohner erinnern zu können. Es kam ihm so vor, als wäre er ihm niemals bei seinem Treppenhausreinigungsdienst oder auf dem Weg zum Einkaufen unter die Augen gekommen. Eine Arbeit hatte er sicher nicht gehabt, das hätte der Hausmeister mitbekommen. Normalerweise begrüßte er jeden neuen Mieter persönlich und lud ihn auf einen Kaffee ein. Das war eben der Vorteil daran, dass hier kaum noch irgendjemand wohnen wollte: Man konnte ein viel persönlicheres Verhältnis zu den Leuten pflegen.

Aber an ihn konnte er sich beim besten Willen nicht entsinnen. Fast schien es so, als wäre dieser Mann mit einem Jahresvorrat an Konserven hier eingezogen und hätte dann bis zu seinem Tod – sogar zwei Wochen darüber hinaus, nahm man es genau – die Mietswohnung nicht mehr verlassen. Betrachtete man den ganzen Müll, war es nicht einmal allzu abwegig. Auf jeden Fall konnte er sicher sein, dass keine Person im Haus etwas von diesem Mann wusste, wenn selbst er sich nicht einmal mehr an sein Gesicht erinnern konnte.

Natürlich, er war vor drei Tagen mit der Polizei durch die damals noch offenstehende Tür gekommen, weil sich die alte Frau Schmittke, die einzige Bewohnerin des darüber liegenden Stockes, über den penetranten Sauerkrautgeruch beschwert hatte. Aber nachdem man ihn gefunden hatte, hatte sich der Hausmeister – durch seinen Magen ins Freie gezwungen – nicht mehr lange genug dort aufgehalten, als dass er seinem Gedächtnis wieder auf die Sprünge hätte helfen können.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und seufzte. Es wurde wirklich immer stickiger in der engen Nasszelle. Lange konnte er hier nicht mehr arbeiten, denn er spürte schon, wie sein Kopf dröhnte, wie ihm schwindelig wurde von der feuchten Hitze. Er war nun wahrlich nicht mehr der Jüngste und sich darüber im Klaren, dass er sehr auf sich achtgeben musste. Die Wand, welche er sich vorgenommen hatte, war jedoch schon fast fertig und so harrte er aus.

Merkwürdig, wie einfach so ein Mensch vergessen werden konnte. War die Wohnung erst einmal gereinigt, würde nichts mehr an ihn erinnern, ein neuer Mieter würde einziehen ... Nein! Das sicher nicht. Das Gebäude würde wahrscheinlich irgendwann demnächst sowieso abgerissen werden,

bei nicht mehr als fünfundzwanzig Prozent Belegung tat man das doch, oder nicht? Nun, auf jeden Fall würde es keinen Nachmieter mehr geben.

Das Bad war nun sauber, bis auf die Decke, welche er nicht erreichen konnte, und sich zu schwach fühlte um eine Staffelei zu hohlen. So verließ er die Wohnung und überblickte die sich auftürmenden Müllberge, welche er in den Gang geschafft hatte. Er machte sich keine großen Hoffnungen, versuchte aber trotzdem, die große Pappkiste anzuheben. Mit zusammengebissenen Zähnen und hervortretenden Armsehnen gelang es ihm, sie gegen seine Oberschenkel zu stemmen. Für einen Moment war er sich des großen Fehlers, welchen er begangen hatte, bewusst, bevor seine Knie nachgaben und er nach vorne kippte.

Der scharfe Schlag des Aufpralls auf die Kiste presste ihm die Luft aus den Lungen, sein Kopf und die Knie schlugen hart auf den Boden. Der Inhalt des Kartons verteilte sich um ihn herum.

Einige Minuten lag er ganz still, als die Schmerzen dumpf und fast taub durch seinen Körper zuckten. Er traute sich nicht, sich zu bewegen, aus Angst, es nicht mehr zu können, dass seine Muskeln ihm nicht mehr gehorchen würden. Wenn er hier liegen blieb, dann dauerte es sicher

Tage, bis man auch nur auf die Idee kam, hier nach ihm zu suchen. Sicher erinnerte sich schon niemand an das Zimmer, in welchem er Ordnung schaffen wollte. Hier, in dieser Etage, wohnte niemand mehr, darum betrat sie auch keiner. Er würde warten müssen, bis Frau Schmittke wieder etwas roch.

Vorsichtig hob er seine Rechte und setzte sie langsam neben einigen Glasscherben auf den Estrich. Diesen Vorgang wiederholte er mit der linken Hand und stemmte sich dann, keuchend und mit rotem Kopf, auf seine pochenden Knie. Nachdem er tief durchgeatmet hatte, gelang es ihm, wieder auf die Beine zu kommen. So schlimm sollte es also doch nicht kommen.

Schwankend mit einer Hand gegen die Wand gelehnt stand er nun da und blickte verdrossen und müde auf den Berg aus ausgeschüttetem Müll vor ihm. Niemand würde jemals etwas bemerken, wenn er dies einfach so liegen lassen würde. Man hätte es schon morgen vergessen wie den verstorbenen Mieter.

Plötzlich fiel ihm etwas in diesem Wust von Badezimmerabfällen auf, das so aussah, als würde es nicht dazugehören. Es handelte sich um ein etwa dreißig Zentimeter langes und zehn Zentimeter

breites zylindrisches Bündel, eingeschlagen in sonderbar trockenes Packpapier. Ohne auch nur zu zögern, hob er es auf und riss das Papier herunter. Zum Vorschein kam eine mit Bindfaden zusammengehaltene Rolle aus sehr dickem, an der sichtbaren Außenseite grauschwarzem Stoff. Verwundert versuchte er die Schnur zu lösen, doch er fand keinen Knoten, zumal sie aus einem fest um das Bündel geschlungenen Stück bestand.

Wo hatte er das nur gefunden und zum Müll gelegt? Im Waschbecken? Möglich.

Letztendlich beschloss er, die Rolle mit in seine Wohnung zu nehmen, um sie dort genauer zu betrachten. Ein Blick aus dem Fenster am Ende des Flurs verriet ihm, dass es bereits Abend geworden war.

Nach dem Abendbrot hätte er seinen Fund schon glatt wieder vergessen, wäre er nicht auf dem Weg zur Toilette beinahe darüber gestolpert und ein weiteres Mal gefallen.

So räumte er die Essensreste vom Tisch auf den Boden, um Platz für das Bündel zu schaffen. Mit dem Buttermesser schnitt er vorsichtig, um nicht doch in den Stoff zu schneiden, die Endlosschnur durch und rollte das seltsame Objekt aus.

Was er zu sehen bekam, verwunderte ihn auf den ersten Blick nicht sonderlich: Vor ihm lag ein winziger, in dunklen Rottönen gemusterter Perserteppich. Einen ähnlichen hatte er als Fußmatte in seinem Wagen.

Mit einem runzeligen Zeigefinger strich der alte Mann über das Gewebe. Es fühlte sich fast an, als wäre es ein Fell und kein Stoff, so fein war es gearbeitet. Außerdem schienen die geometrischen, gegenstandslosen Muster trotz ihrer geringen Farbvarianz auf eine eigentümliche Art zu glühen.

Nein, dies war nicht so ein billiger Teppich, wie in seinem Auto. Dieser hier schien alt zu sein und zeugte, soweit sich der Hausmeister fähig fühlte so etwas zu beurteilen, von großer Handwerkskunst. Eine maschinelle Anfertigung schloss er jedenfalls allein aufgrund der sorgsamen Art der Verpackung aus.

Sicher war er eine Menge wert. Aber wie war er dann zu dem Mieter gekommen? Er wusste nicht, ob er viel Geld gehabt hatte, doch reiche Leute zogen nicht hierher und lebten auch nicht in ihrem eigenen Dreck. Vielleicht hatte er ihn geerbt? Und ihn dann nicht verkauft, weil er einen ideellen Wert hatte, der den Tatsächlichen bei Weitem überstieg. Oder er war Sammler gewesen und hatte seine

ganze Sammlung bis auf dieses Stück verkauft. Aus Geldproblemen, oder um diesen zu kaufen. Sicher war es ein besonderer Teppich. Vielleicht war er ... gestohlen? Dann hatte er ihn nicht verkaufen können, weil Sammler selten Diebesgut erwerben. So hieß es doch immer in den Krimis: Sie wollten damit angeben und es herzeigen. Das passte. Es musste so gewesen sein. Der Mieter hatte sicher versucht, sich so aus seiner Finanzkrise zu retten, immerhin hatte er auch nie die Miete bezahlt. Oder doch? Nein, daran erinnerte er sich nicht.

Wieder blickte er auf den Teppich und folgte einer Linie mit dem Finger. Er würde die Polizei rufen müssen. Vielleicht gab es ja einen Finderlohn.

Neuer Tatendrang erwachte in seinen alten Knochen, als er sich inmitten einer spannenden Geschichte zu befinden glaubte. Er erhob sich schwungvoll, um zum Telefon zu gehen. Dabei trat er auf den eben zu Boden gestellten Teller, strauchelte, konnte sich nicht mehr fangen und fiel rittlings um. Brennende Schmerzen ergossen sich wie flüssiges Zinn durch seine linke Körperhälfte, eine jähe Panik stieg in ihm auf und blieb.

Einige Zeit später fand ihn die Polizei, als sie die Tür aufbrach. Einige der Mieter hatten sich über

einen schrecklichen Sauerkrautgeruch beschweren wollen, jedoch nahm niemand in der Hausmeisterwohnung das Telefon ab, keiner reagierte auf das Klopfen. Ein verständigter Bestatter, von nicht ganz redlicher Natur, nahm den Teppich an sich, als er die Leiche das alten Mannes fortschaffte. Was aus diesem Unternehmer und dem Perser wurde, weiß man nicht.

Oder es wurde vergessen.